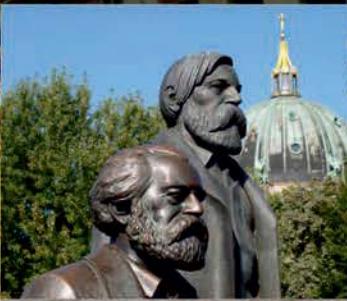
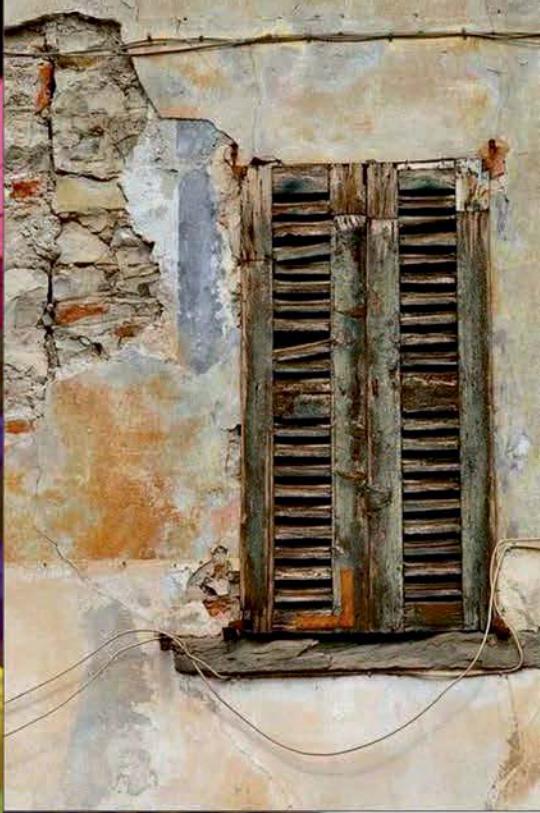


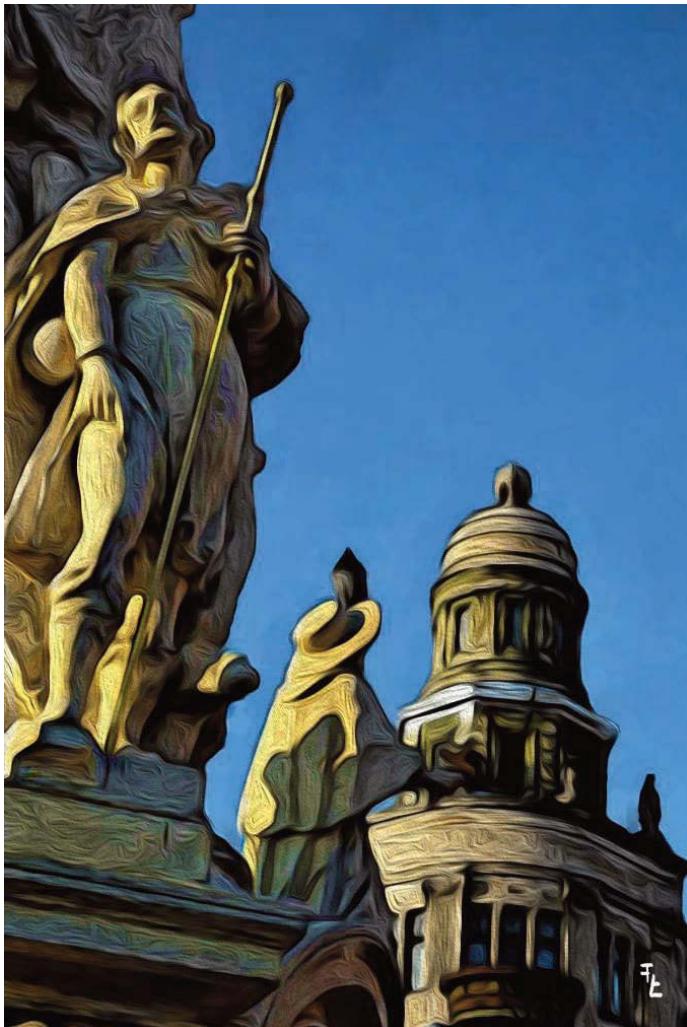


TEMESCHBURGER HEIMATBLATT



2018





EHRENTAFEL DER MEDIKAMENTENSPENDER

HERTA FRANK -Fürth
DR. JOHANNES GÄBLER -Bergneustadt
DR. GABRIELE GLESSING -Reutlingen
MARIA GOMA -Kirchentellinsfurt
THERESIA KERNER -Landshut
DR. DIETER KOCH -Karlsruhe
DR. INGEBORG POSER -Metzingen
DR. JOACHIM SABIERAJ -Eningen u. A.
DR. KARL H. SEEGER -Dettingen/ Erms
DR. W. ALFRED ZAWADZKI -Reutlingen



Herausgeber:

HOG TEMESCHBURG

Druck: SAM media & ART - Reutlingen, September 2018

TEMESCHBURGER HEIMATBLATT 2018; 29. Jahrgang

COPYRIGHT: **HOG TEMESCHBURG** Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes, Gestaltung, Layout und Redaktion:

Dr. -medic.stom. W. Alfred Zawadzki, Obere Wässere 3-7, 72764 Reutlingen, Tel. 07121 / 24 06 25;
Fax. 07121 / 21 07 36; E-mail: azawadzki@t-online.de; Dr.W.Alfred-Zawadzki@t-online.de

Folgende Landsleute haben aktiv mitgewirkt: Ernst Alexander; Theresia Babau, Hans Bohn; Dr. Hans Dama; Patricia Eftimie; Hans Fink; Dr. Hans Gehl; Harry Graf; Franziska Graf, Anita Hockl-Ungar; Helga Korodi; Michael Koppi; Kathrin Kramer; Elisabeth Kronenberger; Dipl.-Ing.Josef Lutz; Dr. Franz Marschang; Eva Marschang; Ernst Meinhardt; Peter Mildenberger; Altraut Ost; Renate Radetzki; Dipl.- Ing. Ines Reeb Gi-sche; Halrun Reinholtz; Horst Samson; Victoria Seibert; HenrietteStein; Radegunde Täuber; Dr. Arnold Töckelt; Brigitte Zawadzki; Erika Zawadzki; Remo Zawadzki; Dipl.-Ing. Almuth Ziegler; Roswitha Ziegler.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge steht der jeweilige Verfasser ein! Für konstruktive Kritik sind wir dankbar!
Bitte alle Leserbriefe an obige Adresse zu schicken.

Die Karikaturen sind von Franz Bittenbinder.

Alle anderen Grafiken, Kunstdrucke und Textsymbole von Fred Zawadzki.



EDITORIAL



Sehr verehrte Damen,
sehr geehrte Herren, liebe Landsleute,

unser neues Heimatblatt, das 18. seit der neuen Redaktion, wurde in den letzten Tagen für Sie fertiggestellt. Auf hundert Seiten werden Aktualitäten, Nostalgie und Heimathistorie, ehrenwert aufbereitet, um Sie zum Lesen und Genießen, aber auch zum kritischen Nachdenken und konkreten Mitmachen zu animieren.

Die Heimatexperten haben uns mit neuen Aufsätzen und Erlebnisberichten versorgt und wir konnten dadurch ein für Sie sicherlich lesenswertes Dokument erarbeiten, dass neben altbewährten „Klassikern“ auch genügend Kunst und Kultur enthält und immerhin die Temeswarer „Aktualität“ mitberücksichtigt, die sich im Sinne der zu erwartenden europäischen Kulturhauptstadt elegant herausgeputzt, den Großteil seiner Straßen frisch gepflastert und seine Altbauten farbenfroh renoviert hat.

In diesem Jahr jährt sich zum 200. Mal Karl MARX' Geburtstag. Grund genug auch für uns einen kurzen Rückblick auf den „Helden der Arbeiterbewegung“, seine Ideale, seine Taten und seinen Irrweg in Worte zu fassen. Der geistige Pfadfinder aus dem 19. Jahrhundert lebte für sein Motto: "Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern." Dass der Höhenflug seiner Gedanken sich leider nur auf Papier abgespielt hat und er als Propagandist seiner eigenen Person dummerweise die Atompilze seiner Ideen nicht in der Realität verfolgen konnte - mit all seinen Konsequenzen - ist das Bittere an seinen Theorien, die leider auch heute noch in manchen Ländern Bestand haben. Er hätte es erleben müssen, welch seriöse historische Prozesse und weitere fundamentale Änderungen seine „Lehren“ in Gang gesetzt haben, die das Leben und die Geschichte ganzer Völker und auch unserer Landsleute - im negativen Sinn entschieden geprägt haben.

Und gerade weil unsere Vorfahren in Temeswar und im gesamten Banat durch die nach dem Krieg eingeführte „neue MARXISTISCHE Gesellschaftsordnung“ massiv geschädigt, drangsaliert, deportiert und im Endeffekt auch vertrieben wurden, sollte keine noch so kleine Diskriminierung unerwähnt bleiben. Es gilt auch weiter mein Apell - im Sinne der Zeitzeugenberichte der Nachkriegszeit - mir Ihre Erinnerungen, die Ihrer Eltern und Großeltern aufzuschreiben und zuzuschicken, um sie durch Veröffentlichung in unserem Heimatblatt ALLEN Lesern der HOG Temeschburg, aber auch anderen Heimatortsgemeinschaften, zugänglich zu machen. Und dies alles nicht nur um uns zu unterhalten und unsere Bräuche und Gepflogenheiten zu kultivieren, sondern auch um die Ungerechtigkeiten des politischen Systems aus der Nachkriegszeit und die Zeugen des geistigen Terrorismus einer Gesellschaftsordnung aufzuzeigen, die 46 Jahre lang Meinungen vertreten und politisiert haben zu deren Nachprüfung ihr primitives Gehirn gar nicht ausgereicht hätte. Von wegen „Sieg des Proletariats“!

In diesem Jahr hatten wir besonders viele Leserbriefe, ein Zeichen für uns, dass unsere Publikation gelesen wird und auch kontroverse Reaktionen auslöst, was uns besonders freut. Wir bedauern nicht alle Leserbriefe publiziert haben zu können und hoffen auf Ihr Verständnis.

Unsere stellvertretende Vorsitzende Roswitha ZIEGLER, überwacht akribisch unsere Homepage und hat Möglichkeiten geschaffen allen Anwärtern Auszüge von einzelnen Artikeln auch als PDF-Datei zukommen zu lassen. Sie ist auch für die Geburtstagskinder, verstorbene Landsleute und Jubiläen zuständig und kann jederzeit unter der E-Mail Adresse: hog-tm@web.de erreicht werden. Ihr gebührt ein besonderer Dank für die unermüdliche Arbeit zum Wohle unserer „Leseratten“ und an Heimatverbundenheit interessierten Temeswarer. **Bitte beachten Sie auch, dass ab Oktober 2018 die Geburtstage nicht mehr von der HOG TEMESCHBURG, sondern direkt von der BANATER POST gemeldet werden!**

Ein herzliches Dankeschön allen Mitarbeitern, meiner Familie und nicht zuletzt allen, die unsere Arbeit vertrauensvoll und fachlich unterstützt haben. In Erwartung Ihrer Anregungen, Vorschlägen, konstruktiven Kritik und Berichten, versichern wir Ihnen unsere Bereitschaft auch weiter alles zu tun um die Gemeinschaft aller in der Welt verstreuten Temeschburger so lange wie nur möglich aufrechtzuerhalten!

Ihr Dr. W. Alfred Zawadzki



INHALTSVERZEICHNIS

MARXISMUS versus (lat.= gegen) MENSCHLICHKEIT

GESCHICHTLICHES

Interethnisches III.

AUFBRUCH (Auszug aus Bd. IV „Am Wegrand der Geschichte“)

Die Unterstützung aus der Bevölkerung

Das trügerische Idyll des Postkarten Sozialismus

Gedenkfeier zur Russlanddeportation

Heide und Hecke

Fred ZAWADZKI

Seite 4

Hans GEHL

Seite 6

Franz MARSHANG

Seite 12

Hans FINK

Seite 18

Dan CARAMIDARIU

Seite 21

Franziska GRAF

Seite 23

Peter MILDENBERGER

Seite 26

TEMESCHBURGER PERSÖNLICHKEITEN

Nachruf Maria HUSCHITT

Abschied von Dr. Helene VENTURINI-AUBERMANN

Hans BOHN, IN MEMORIAM

Bald „SUPERMIKROSKOPE“ am Neckar

Diözese Temeswar hat einen neuen Bischof

Zum 149-jährigen Geburtstag von Jakob PAZELLER

Adolf HYREMI HIRSCHL

Helga KORODI

Seite 27

Franziska GRAF

Seite 29

Fred ZAWADZKI

Seite 30

Josef LUTZ

Seite 32

Pressemitteilung

Seite 34

Anita HOCKL-UNGAR

Seite 35

Helga KORODI

Seite 39

KULTURELLES

Donauschwäbisches Martyrologium

Über die Anfänge einer Europäischen Stadt

Reiterstandbild für Prinz Eugen

Banater Eindrücke

Entwicklungen Temeswar 2021

Rotkäppchen im Banater Wald

Banater Kirchweih

Vorweihnacht im Josef-Nischbach-Haus

Sprachen in der Lenauschule

Lyrisches Eck:

Helga KORODI

Seite 41

Halrun REINHOLZ

Seite 43

Dan CARAMIDARIU

Seite 45

Hans DAMA

Seite 47

Helga KORODI

Seite 49

Balthasar WAITZ

Seite 51

Michael KOPPI

Seite 53

Franziska GRAF

Seite 55

Helga KORODI

Seite 56

GESELLSCHAFT UND VEREINE

Emotionales über „POLI“ Temeswar

Ernst MEINHARDT

Seite 69

GAUMENSCHMAUS

Herkunftsbezeichnung der Weine und Käse

Pörkölt-Rezept

Das Gegenteil von Vernünftig

Arnold TÖCKELT

Seite 71

Brigitte Ina KUCHAR

Seite 72

Fred ZAWADZKI

Seite 73

TEMESCHBURGER JUBILÄEN UND JUBILARE

Geburtstagskinder 2017

Roswitha ZIEGLER

Seite 75

ERLEBTES TEMESWAR

Unser schönster Heiligabend

Ein verhängnisvoller Sommertag

Gib' ihm Koks, Kary

Schmerhaftes Einzelschicksal

Dornenweg

Hortensien aus meinem Garten

Ein Temeswarer „Caesar Salad“

Aktuelle Leserbriefe

Franziska GRAF

Seite 78

Hans BOHN

Seite 79

Fred ZAWADZKI

Seite 81

Victoria SEIBERT

Seite 83

Franziska GRAF

Seite 85

Anita HOCKL-UNGAR

Seite 88

Fred ZAWADZKI

Seite 90

Lisa KRONENBERGER

Seite 92

Erfassungsbogen für neue Mitglieder

Seite 96



MARXISMUS VERSUS MENSCHLICHKEIT

von Fred ZAWADZKI

Auf der Suche nach einem Ereignis, dass sich in diesem Jahr zum so und so vielen Mal jährt, stieß ich auf Anno 1818. Am 05. Mai 1818 - vor 200 Jahren also - wurde Karl MARX geboren. Ein deutscher Philosoph, Ökonom, Gesellschaftstheoretiker, politischer Journalist, Protagonist der Arbeiterbewegung sowie Kritiker der bürgerlichen Gesellschaft und der Religion. Mit Sicherheit ein wertvoller Vertreter der Denker des 19. Jahrhunderts.

Ein sogenannter „Held der Arbeiterbewegung“, der gemeinsam mit Friedrich Engels mit dem kommunistischen Manifest die Geschichte maßgeblich beeinflusst hat. *Mein Held war er aber gewiss NICHT!* Und ich hoffe im Namen einiger zu sprechen, die in den Sozialismus hineingeboren wurden und darin aufgewachsen sind, eine Gesellschaftsordnung die er ja - GEISTLICH - mitbegründet hat.

Dass er als Denker und vor allem als THEORETIKER die Welt verändern wollte, kann ihm, unter Umständen, hoch angerechnet werden, aber wenn man bedenkt, dass er aus gut bürgerlichem Hause stammte, seine Schäfchen sozusagen im „Trockenen“ hatte, war er wie so viele, die auch heute noch den Sozialismus anpreisen, fern von der entfesselten Realität, die er zwar kritisierte jedoch nicht verstand.

Und weil ihn in Deutschland – wegen seiner Revoluzzer Ideen - keiner mehr haben, sehen oder lesen wollte, ging er nach Paris, wo er Friedrich ENGELS begegnete – den zweiten Helden der Arbeiterbewegung. Obwohl dieser Sohn eines Fabrikanten, mit Vaters ROLLS-ROYCE durch die französische Metropole kutschiert wurde und in den edelsten Restaurants der Stadt dinierte, war er dummerweise der Arbeiterklasse eher zugetan als der Bourgeoisie.

Diese zwei Helden der Arbeiterbewegung erarbeiteten somit zusammen das politische Konzept des Kommunismus (aus dem Lateinischen "communis", "gemeinschaftlich") und glaubten tatsächlich eine neue Gesellschaftsordnung erschaffen zu können, in der alle gleich sind, das gleiche wollen und alles miteinander teilen. Jeder sollte dasselbe besitzen und ALLES sollte ALLEN gehören!

Die Lehre des Marxismus, wie sie heute auch ge-

nannt wird, rief zu einer Revolution (Arbeiterbewegung) auf. Die beteiligten Proletarier sollten sich den Kapitalisten zur Wehr setzen. Und das taten sie auch, angespornt und ereifert von einer von Marx und Engels proklamierten Ideologie. Die, die nichts hatten, hatten auch nichts zu verlieren. Und machten all das, was in Jahrhunderten aufgebaut wurde, kaputt, so nach dem Motto: es ist leichter etwas zu zerstören als Neues aufzubauen!

Ich hätte es Marx gegönnt die Temeswarer Misere aus der „Glanzzeit“ des rumänischen Sozialismus mitzuerleben, als die kommunistische Propaganda mit ihren verlogenen Parolen von Fahnen und Spruchbändern an jeder Temeschburger Straßencke wehte, die Bürger für ein Stück Butter und einen Liter Milch Stundenlang anstehen mussten, ohne sicher sein zu können noch etwas zu erhalten. Von wegen – GLEICHHEIT für ALLE!!!

Marx und Engels' Sozialismus hatte zwar die Fabrikanten abgeschafft, jedoch ein weit gefährlicheres Monster generiert: Die Kommunistische Partei und eine gestörte Ideologie, die mit systematischer Überwachung Angst und Misstrauen vor allem in den Reihen der Minderheiten schürte. Und - im Endeffekt - Schlimmeres zu Tage brachte, als Marx und Engels sich jemals ausdenken konnten: die Vertreibung, die Deportation, das Quälen, Foltern, Vergewaltigen und Töten, alles systematisch ausgeführt um den Widerstand zu brechen. Die Theoretiker des Sozialismus sind zu früh gestorben. Sie hätten das Blut sehen müssen, dass Folterknechte von den Wänden der Keller wegwaschen mussten, in denen Landsleuten Gewalt angetan wurde nur um ihnen politische Geständnisse zu entlocken.

Dass der Sozialismus, vor allem in den Ländern des ehemaligen Ostblocks, grandios, krachend und nachhaltig gestrandet ist, haben wir ja in den letzten 29 Jahren miterlebt. Und zwar, als Manifest der Kapitulation vor dem Zeitgeist ("wer zu spät kommt, den bestraft das Leben"). Die Arbeiterklasse hat die unter den Vollbären von Marx und Engels versteckten Lehren des wissenschaftlichen Sozialismus, marktwirtschaftlich geschickt und gierig ungeduldig mit Dollar- und Euronoten überklebt, um sich das zu gönnen wonach sie Jahrzehntelang geschmachtet hat.

In keinem Bereich ist das Vertrauen so wichtig und



zeitgleich so zerbrechlich wie in der Politik. Die Zuversicht der Bürger ist wichtiger als die kadergesteuerten Posten. Können die für das Politik-Versagen verantwortlichen, zur Rechenschaft gezogen werden? Könnten die einen Skandal ehrlich aufarbeiten? Darauf kann es eigentlich nur eine Antwort geben: es braucht einen glaubwürdigen Neuanfang. Und was tun, wenn die Verantwortlichen gar nicht mehr leben?

Als Vertreter einer Generation die in die falsche Gesellschaftsordnung hineingeboren wurde, erlebten wir den real existierenden Sozialismus hautnah. Und trotz unseres eingeengten Geheges, voller Frustration und Gängelungen, empfanden wir ein dringendes Bedürfnis zu leben, uns zu entfalten und dem sozialistischen Einschmelzungsprozess bei jeder Gelegenheit ins Rad zu greifen. Wir sympathisierten mit dem Klassenfeind und rebellierten gegen die sozialistischen Panzerwände aus Vorsicht, Skepsis und Misstrauen. Das Virus der Rock'n Roll Bewegung haben wir mit der Muttermilch eingesaugt.

Am Hals trugen wir zur Tarnung das rote Pionierhalstuch aber in unserer Seele waren wir alle „fahnenetreue“ Hippies. Sowohl die rote Fahne der kommunistischen Partei, wie auch das Emblem mit Hammer und Sichel waren uns ein Dorn im Auge. Und kein dummer Parteibonze konnte uns unser Recht auf Zugehörigkeit verweigern.

In unseren Kreisen gab es keine „Politische Romantik“. Und keiner weint dem bankroten Sozialismus nach, wir waren bloß Akteure im Manipulations-Orkan der ehemals einfallslosen Propaganda-Ideologie. Aber wir haben glücklicherweise ein Gedächtnis, wir erinnern uns und sind hoffentlich so schlau die Vorgänge aufzuschreiben um sie der Nachwelt in Dokumenten zu hinterlassen. Selbst wenn diese nicht mehr so wissenshungrig ist, wie wir es früher waren. Aber die von uns aufgeschriebenen Schlagwörter werden ihren späteren Siegeszug antreten, denn Wörter sind das Besteck des Denkens! Und unserem Sagbaren sind keine Grenzen mehr gesetzt. Meinungsfreiheit heißt zwar nicht, dass alle Meinungen gleichermaßen akzeptabel sind, wir dürfen aber heute Fakten niederschreiben, die früher nicht erwähnt werden konnten, ohne dass es ganz bestimmte Konsequenzen gehabt hätte.

Wo bleiben die Menschenrechte, die Unantastbarkeit der menschlichen Würde? Begriffe, die erst

nach Ende des zweiten Weltkrieges geschaffen wurden. Aber lange nach dem Tod von Marx und Engels, jedoch zeitgleich mit der Gründung der Rumänischen Kommunistischen Partei!

Unsere Landsleute, die sich trauten einen Ausreiseantrag zu stellen wurden sozial isoliert, ausgrenzt, diskriminiert und verstoßen. Die Menschenverachtung ging so weit, dass manche unter einem bedeutungslosen Vorwand sogar verurteilt und somit komplett ausgeschlossen wurden. Mein Vater, der als Leiter eines Unternehmens etliche Angestellte hatte, für die er oft genug die „Kohlen aus dem Feuer“ holen musste, sagte immer die Parteibonzen machten sich über uns(er meinte die deutsche Minderheit) lustig. Sie ließen uns - wie Sisyphos - ALLEINE die schweren Steine den Berg hinaufrollen. Und damit nicht genug, sie stießen sie von oben immer wieder hinunter, damit wir die bitttere Arbeit erneut in Angriff nehmen mussten. Aber er sagte immer, wenn ich in so eine Situation käme, sollte ich erhobenen Hauptes die unerbittliche Aufgabe auch öfter erledigen, nur um „denen“ zu zeigen dass wir auch unter schwierigen Bedingungen unseren Ursprung nicht verleugnen.

Und, das haben wir jahrzehntelang getan. Aber weil wir auch leben wollten, drehten wir unserer alten Heimat den Rücken, schlüpften aus unserem sozialistischen Hemdchen und wollten uns zwischen frischen Bundesdeutschen Laken neu erfinden, uns mit einem gesunden Land identifizieren und zu unserer Volkszugehörigkeit bekennen.

Man MUSS die Vergangenheit reden lassen! Und wir müssen zuhören, sonst werden wir und sie keine Ruhe finden! Und wir müssen verstehen, dass der erste und tiefste Antrieb der menschlichen Verbrechen der Hass ist. Und der Ursprung von Hass ist Dummheit! Und, um das alles auf die Reihe zu kriegen, brauchen wir Bildung, Aufklärung und Wissen um unsere Geschichte. Wir müssen verstehen, wie wir wurden, wer wir sind. Und was wir wieder verlieren können. Wir müssen dankbar sein, dass eine Ethik erschaffen wurde, die nicht den Stärkeren bevorzugt, sondern den Schwächeren schützt. Und, dass es etwas gibt, dass uns im höchsten Sinne menschlich macht: die Achtung vor unserem Nebenmenschen!





INTERETHNISCHES ZUSAMMENLEBEN (TEIL III.)

von Hans GEHL

Berufsbezeichnungen

In multiethnischen Gebieten ist ein ständiges Geben und Nehmen in allen Lebensbereichen unerlässlich, sowohl im wirtschaftlichen, als auch im kulturellen und sprachlichen Bereich.

Die Handwerksburschen verbreiteten bis ins 20. Jahrhundert durch ihre Wanderschaft fremde Geräte und Arbeitsweisen und dazu gewöhnlich die österreichischen Bezeichnungen in ihren Heimatgebieten, aber auch die Meister verkauften ihre Waren auf Wochenmärkten in der Batschka und in Syrmien und Slawonien. Andererseits erschienen serbische Händler z. B. jeden Dienstag auf dem Wochenmarkt in Miletitsch.

Neben dem Handel mit Kleidungsstücken, Fußzeug und verschiedenen Haushaltsgeräten spielte der Pferdehandel eine bedeutende Rolle. Wurden Tiere aus ungarischen oder slawischen Nachbargemeinden gekauft, so behielten sie natürlich ihre Namen, auf die sie hörten. Auf diese Weise wurden später deutsche Pferdenamen durch ungarische und serbische Namen ersetzt. Auch im Banat kam es zu einer massiven Entlehnung ungarischer bzw. rumänischer Haustier-, besonders von Pferdenamen.

Unter diesen günstigen Rahmenbedingungen sind zahlreiche sprachliche, kulturelle und wirtschaftliche Interferenzen zwischen den benachbarten Volksgruppen zu erwarten. Eine Umfrage von 1972 und 1973 ergab, dass es im Banat seit vielen Generationen freundschaftliche Beziehungen zwischen den zusammenlebenden Ethnien gab. Sie erstreckten sich auf alle Lebensbereiche, allerdings mit verschiedener Ausrichtung und Intensität. Die Rumänen hatten den Begriff lantman (auch Pl. lanțmani) für 'Landsmann, d. h. Einzelpersonen und Stammesgruppen aus demselben Wohngebiet', genauso wie pauăr 'Bauer' und maistur 'Meister' mit positiver Bedeutung übernommen.

Kulturvermittler waren auch die zahlreichen Wanderhandwerker und Wanderhändler, die seit dem Mittelalter ganz Europa durchzogen um ihre Waren und Dienstleistungen anzubieten. In den donauschwäbischen Dialekten ist die Bezeichnung Kutschewer 'Händler', manchmal auch in pejorativem Sinn, erhalten. Sie kommt von den Gottscheer Wanderhändlern, die noch im 20. Jahrhundert ganz Mitteleuropa durchzogen. Europaweit bekannt waren die slowakischen Wanderhändler, die als vozari 'Fahrer, Kutscher' mit warenbeladenen Planwagen bzw. mit Buckelkisten oder Bauchladen durch die Dörfer zogen und verschiedene Waren, von Textilien über Haushaltsgeräte und Schmuck bis zu

Kalendern und Gebetbüchern, feilboten. Sie übten auch Wandergewerbe aus, als oblokari 'Fenstereinschneider', als knihari 'Buchbinder', als Klempner oder Kesselflicker die Reindlbinder oder ung. drótos tót 'slowakischer Drahtbinder'. Fahrende Obst- und Gemüseverkäufer waren als Fujaker oder Fratschler bekannt, was hier behandelt wird.

Zitate mit Quellenangaben und Beispiele aus meinen Interviews in den sechs donauschwäbischen Siedlungsgebieten zu diesen Themen, alle - einschließlich der entsprechenden Lokaldialekte - alphabetisch geordnet, sind nachzulesen in meinem vierten Wörterbuchband:

HANS GEHL 2005: *Wörterbuch der donauschwäbischen Lebensformen. (Schriftenreihe des IdGL, Band. 14), Stuttgart, Franz Steiner Verlag.*

Zitiert wird auch manchmal aus meinem Volkskundeband:

HANS GEHL 2003: *Wörterbuch der donauschwäbischen Lebensformen. Interethnisches Zusammenleben und Perspektiven. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 205. Kapitel: Nationale Abgrenzung und interethnischer Austausch, S. 259-275.*

Fujaker

Wortbedeutung: fahrender Gemüsehändler

Wortbelege: fujakér, fujakré [in Banater rheinfränkischen Dialekten]

Satzbeleg: Die Fujakre des ware die arme Leit, was sich mit Gemiesebau beschäftigt han un rumgfaehr sinn, ihre Sach verkaafe. [Triebswetter]

Etymologie: eine Wortkreuzung aus Fiaker 'Lohnkutsche' und dem Verb fuggern (auch donauschwäb. fuckre, fujackre 'verkaufen, handeln, schachern'). Dieses Verb stammt vom Namen der Augsburger Bankfamilie Fugger und ist als fuggern, fuggere, fuckre 'Tauschhandel treiben, schachern' im gesamten südwestdeutschen Sprachgebiet bekannt. Vgl. Pfälz.Wb. II 1632; Südhes.Wb. II 991; Rhein.Wb. II 871; Bad.Wb. II 247; Schwäb.Wb. II 1820 f.; Bayr.Wb. 1/1, 698.

Volkskunde: Im Banat wurde Frühgemüse (im Spätsommer Melonen) zuerst von bulgarischen, später auch von deutschen oder ungarischen Wanderhändlern verkauft. Führend waren Gemüsehändler aus Triebswetter und anderen Gemeinden in der Banater Heide.



Fujakre

Wortbedeutung: 'handeln, verkaufen'

Etymologie: es ist die verbale Ableitung vom Substantiv Fujaker das (wie slowakisch vozari) ‚Fahrer, Kutscher‘ bedeutet und vom österr. Fiaker, der Bezeichnung für ein mit zwei Pferden bespanntes Lohnfahrwerk, eine Mietkutsche.

Volkskundliches: Als fuggere, in der Bedeutung 'Tauschhandel treiben, schachern', ist das Wort im gesamten pfälzischen, hessischen, saarländischen, elsässischen und badischen, schwäbischen und bairischen Sprachbereich anzutreffen (Pfälz.Wb. Band 2, Spalte 1632).

Der bekannte Schweinskupetz, 'Schweinehändler' geht auf ung. kupec, rum. regional cupeť zurück. Beide Benennungen des Händlers kommen ihrerseits von slawisch kupici, kupiti ‚kaufen‘, das nach dem serbokroat. Etymologischen Wörterbuch von Petar Skok mit gotisch kaupon ‚kaufen‘ zusammenhängt. So wie diese Wörter durch Europa vermittelt wurden, trugen auch die Wanderhändler zur Übernahme von fremden Gerätschaften und Waren und zugleich der fremden Bezeichnungen bei, soweit sie in der eigenen Sprache fehlten; ein typisches interethnisches Zusammenwirken.

Fratscheln

Wortbedeutung: (Gemüse, Milch und Eier:) kaufen und weiter verkaufen

Wortbelege: fratſln, kfratſlt [bairische Dorf- und Städte dialekten]; fratſle, kfratſlt [rheinfränkische Banater und Batschkaer Dorfdialekte]

Satzbelege: Mer sinn uff de Mark gfahr for fratschle un inkaafe. [Großsanktnik.] Mir hann gheirat, no hammer angfangt fratschle. [Wiseschdia]

Etymologie: bairisch-österreichische Herkunft. eine Intensivform zu fragen, aber nur rund um Wien; in den Alpenländern heißt fratscheln 'Waren von einem Marktstand aus verkaufen' (Peter Wehle: Sprechen Sie Wienerisch? 1980, 128); vgl. auch Wolfgang Teuschl: Wiener dialektlexikon 1994, 82: 'indiskret ausfragen'.

- Die Bezeichnung des Marktverkäufers, Fratschler, und die verbale Ableitung fratscheln kommt von bair.-österr. fra[t]scheln, indiskret ausfragen, tratschen', eine Intensivbildung zu fragen, hat aber durch Bedeutungserweiterung in der Umgangssprache den Sinn von ‚auf dem Markt verkaufen, verhökern‘ erlangt (Johann Wolf: Banater dt. Mundartenkunde. Bukarest 1987, S. 135).

Wörterbuchbelege: Fr. S. Hügel: Lexikon der Wiener Volkssprache 1995, 62: fratschl 'jmd. wieder-

holt ausfragen'; Otto Jungmair/Albrecht Etz: Wörterbuch der oberösterreichischen Volksdialekt 1999, 86: frátschl 'zudringlich fragen; daher "ausfrátschl": Gemüse, Milch und Eier zusammenkaufen und weiter verkaufen.'

Fratschler

Wortbedeutung: Person, die Gemüse, Milch usw. erzeugt bzw. aufkauft und auf Märkten verkauft

Wortbelege: fratſlør, Pl. id. [in Banater Dorf- und Städte dialekten]

Satzbelege: Un Butter un Kes hann die Fratschler billig zammkaافت un in de Stadt verkaaft. [Ostern] Die Fratschler han schun in de neinzicher Johre rum (um 1890) angfang bis Kikinda un Szegedin un sogar noch weider uf de Mark zu fahre. [Triebswetter] Was is Ihr Beruf? Ich war Fratschler. [Wiseschdia]

Etymologie: eine postverbale Bildung nach fratscheln.

Fratschelweib

Wortbedeutung: geschwärtige Marktfrau

Wortbelege: fratſlvaip, -vaiba [in bairischen Städte dialekten]; fratſlvaip, -vaivər [in rheinfränkische Ortsdialekten]

Satzbelege: Fehr dich nit uff wie e Fratschelweib (benimm dich nicht wie eine Marktfrau). [Boga-rosch]

Etymologie: Das Kompositum ist eine postverbale Bildung nach fratscheln und Weib 'Frau'.

Wörterbuchbelege: Peter Wehle: Sprechen Sie wienerisch? 1980, 128: Fratschlerin 'Marktweib, neugierige Person'. Diese Bedeutungsvermischung ist ein Stück Zeitgeschichte: Verkaufen und tratschen, handeln und ausfragen gehörte zusammen - man hatte Zeit; Wolfgang Teuschl: Wiener Dialektlexikon 1994, 82; Fr. S. Hügel: Lexikon der Wiener Volkssprache 1995, 62, Fratschlerin, auch Fratschlergoschen 'ein loses, schlimmes Maul'.

Volkskundliches: Die Fujakre, des ware die Fratschler, meh die arme Leit, was sich mit Gemiesebau beschäftigt han. Schun in de neinzicher Johre rum (um 1890, Anm. d. Verf.) han die angfang mit Milone, Paprika, Friekrumbre un Parideis (Tomaten) zu fahre. Die sin aa bis Kikinda un Szegedin un sogar noch weider uf de Mark gfahr (...) heit (um 1980, Anm. d. Verf.) hat schun bal jeder zweider Triebswedremer a eigene Elektromotor im Garte, un unser Parideis gin uf ganz Europa gfujakert, aber heit geht des im große Stil! Viel Export! (Walther Konschitzky Dem Alter die Ehr. Lebensberichte aus dem Banat. Band 1. Bukarest 1982. S. 356 f.)



Hebamme

Bedeutung: ausgebildete und geprüfte Geburtshelferin; betreute auch kranker Kinder

Wortbelege: he:bamin, -ə [Werschetz]; hevam, -ə [in schwäbischen Dorfdialekten]; hevamin, -ə [in fränkischen und bairischen Dialekten]

Satzbelege: Geh un ruf die Bäsl Rosi, die Hewammin. [Dolatz] Die Fraun hamm alle zuhaus entbundn, mit Hebammen. [Werschetz]

Etymologie: Aus mhd. hebamme, ahd. hevian(n)a, hevanna, hevamma, wobei die Herkunft des Zweitglieds -anna dunkel ist. Das Heben bezieht sich offenbar auf das Hochheben des Kindes unmittelbar nach der Geburt. Die neuere Form Hebamme beruht auf der Vermischung mit einfacherem Amme in der Bedeutung 'Mutter', auch 'Hebamme'. (Fr. Kluge: Etym.Wb. 1999, 361) In unserer Variante Hewammin tritt das fem. Suffix -in dazu.

Wörterbuchbelege: Südhess.Wb. Bd. III 197; Rhein.Wb. III 382; Bad.Wb. II 586 f.; Österr. Wb 244

Sach- und Volkskunde: Pfälzischer Volksglaube: Die Hewamm bringt die kläne Kinner im Kärwel, im Henk-Kärwel, im Käschtcche. Die Hebam holt die kläne Kinner aus'm Brunne, aus'm Gottesbrinnel, aus'm Kinnelsbrunne. (Pfälz.Wb. III 734)

Kurschmied

Wortbedeutung: Hufschmied, der auch Pferde u. a. Zugtiere heilen kann m, khu:rmi:t, -jmi:də [in rheinfränkischen Dorfdialekten]

Satzbeleg: De alte Kurschmied hat de Leit Rezepte fors kranke Vieh, selwer präpariert Schmier un annri Medikamente for mancherlei Krankheite ginn. [Mercydorf]

Volkskundliches: Kurschmiede lernten gewöhnlich beim Militärdienst die Behandlungsmethoden für Pferdehufe und Krankheiten von anderen Zugtieren, manchmal auch und Behandlungsmethoden verschiedener Krankheiten. Nach der Entlassung aus dem Militärdienst übten Kurschmiede diesen Beruf weiter aus, lernten auch das Einrenken von Knochen und die Behandlung von menschlichen Krankheiten, für die sie selbst hergestellte Mittel anboten. So konnte der Kurschmied in abgelegenen Ortschaften auch als Ersatz für den fehlenden Arzt auftreten.

Wörterbuchbelege: Pfälz.Wb. IV 707; Rhein. Wb. IV 1752 Tierarzt, Viehdoktor; kurieren.

Richter

Wortbedeutung: gewählter Bürgermeister einer Landgemeinde, der auch kleinere Streitfälle schlichtet

m, richtə, Pl. id. [in fränkischen, schwäbischen und bairischen Dialekten]; richtr [in rheinfränkischen Dialekten]; richtə [vorwiegend in bairischen Dialekten]; richta [in bairischen Dialekten]

Satzbelege: Do san dej zen Pfoare un zen Richte gaunge. [Wudersch] Um halb vieri sein die Kirweihbuschte un die Kirweihmenscher zum Richter gange. [Sanktiwan] Der Richter un sei vier Gschwarne (Geschworene) hann die Rowert (Robot) feschtgeleet fers Darf. [Gaidobra] Alle Dokters, de Pharrer, de Lähre, de Richte un de Notari hann en maibaam kriet. [Albrechtsflor] So im 1969/ 1970, do war unser Richter e Deitscher, do hat's wieder schwowischi Kirweih gewwe. [Marienfeld]

Em Richter hann sie au en Moaie (Maien) gsteckt, em Härr (Pfarrer) un em Lähre. [Scheindorf]

Wörterbuchbelege: Konrad Gerescher: Wb. Nordbatschka, 1999, 159: Richtr 1. 'Dorfrichter, Bürgermeister', Ordnungs- und Schiedsrichter bei Streit und kleineren Vermögensdelikten, mit Recht zur kurzfristigen Arrestierung; 2. 'Bezirksrichter', Ordnungs- und Strafrichter in der Be-zirkshauptstadt; Lothar Blickling: Wb.Großsanknik. 2002, 210.

Berg-, Dorf-, Klein-, Stuhlrichter, Bezirksgericht, Gemeindehaus, -obrigkeit, Geschworener, Honoratioren, Notar

Notar

Wortbedeutung: ausgebildeter Jurist, der im Gemeindeamt Schriftstücke beglaubigt und Rechtsgeschäfte beurkundet

m, notä:r, Pl. id. [verbreitet in rheinfränk. Dorfdialekten]; natä:r [selten, Batschka]; notä:ri [Bereg]; nata:ri [Glogowatz, Albrechtsflor];

Satzbelege: Un noch sein se aufschreiwe gfoahn, uff Lantschuk, zum Notär, där hot des aufgschrieb. [Kleinnahrung] Der Toni geht ins Gmoohaus zum Natär, sei Gwärbeschein abhole. [Gaidobra] Der rumenisch Notär hat damols die zwaa Därfer zammgenschloss un die Stadt wor färtich. [Perjamosch]

Etymologie: Die Variante Notär geht möglicherweise auf franz. notaire zurück. (Pfälz.Wb. V 165) Allerdings ist auch mhd. noder, notaere, notarje, ahd. notæri, entlehnt aus lateinisch notærius 'Schreiber', zu berücksichtigen. Die heutige Bedeutung des ndh. Wortes geht von der mittellat. Bedeutung 'durch kaiserliche Gewalt bestellter öffentlicher Schreiber' aus. (Friedrich Kluge:



Etym.Wb. 1999, 592)

Wörterbuchbelege: Konrad Gerescher: Wb. Nordbatschka 1999, 127: Notäri Dorfnotar, bestellte Amtsperson, der mit beschränkten richterlichen Befugnissen die staatlichen Gesetze und Entscheidungen des Dorfrichters und Gemeinderates zu vollziehen hatte.

Verweise: Gemeindehaus, Richter, Unternotar (auch Vizenotär) war ein Dorfschreiber, ohne juristische Ausbildung und rechtliche Befugnisse.

Kleinrichter

Wortbedeutung: Gemeindediener, Dorftommelner, der Neuigkeiten austrommelte, Nachrichten weiterleitete und Gemeindemitglieder ins Bürgermeisteramt vorlud
Wortbelege: m. kla:richter auch Pl. [in Tomaschanzi und in südfränk. Dorfdialekten]; kle:nrichter [in rheinfränk. Dorfdialekten]; kle:richter [selten, Batschka]; klo:richter [in rheinfränk. Dialekten der Batschka]

Satzbelege: Seller Kleerichter hat so allerhand ausge-trummlt. [Siw III] Friher war in em jede Darf e Trummlmann, me hat ne aach de Kleenrichter genennt. [Bogarosch] Zwaal Kloorichter hemmer ghat, die henn mit oonre kloone Trumml die Naichkeide im Darf bekannt gewwe. [Gaidobra]

Wörterbuchverweise: Bernhard Engert: Die Batsch-Brestowitzer Dialekt 1987, 36. Kloorichter
Plajasch, Richter, Trommelmann

Plajasch

Wortbedeutung: Polizist; zuletzt nur mehr in einem Kinderspiel

Wortbelege: plajaʃ, -n [in bairischen Dorf- und Stadtdialektien]; plajaʃ, -ə [in rheinfränkischen Dorfdialekten]

Satzbelege: Die Plajaschn hamm die Raaber gsucht und gfangen. [Reschitzka] De Richter schickt de Plajasch hin un losst de Toni suche. [Sackelhausen] - (Literaturbelege bei Alexander Tietz 1967, 323 und Nikolaus Haupt 1903, 45.)

Etymologie: Entlehnung aus rumänisch plăieș 'Grenzwächter' (im früheren österreichischen Militärgrenzbereich). In den deutsch geschriebenen Akten des 18. Jahrhunderts wird das Wort vielfach verwendet. So hatte die Banater Landesadministration am 24. Dezember 1743 verordnet "in Hinsicht der Pestseuche einige Plajaschen (...) anzustellen". (Johann Wolf: Banater deutsche Mundartenkunde. Bukarest 1987, 277 f.) Das Wort bedeutet hier 'Dorfpolizist', in dieser Bedeutung kommt es noch im Kinderspiel "Räuber-und-Plajasch" vor. Später erfolgte ein Bedeutungswandel zu "Kleinrichter", ein blau uniformierter 'Gemeindediener',

der Aufträge des Richters, also des Gemeindebürgermeisters, ausführen muss (Vorladungen, früher auch Bestrafungen von Flurraub u.a. Gesetzwidrigkeiten) und die Neuigkeiten mit Trommelwirbel (s. Trommler) ausruft. - Die letzte Zuflucht vor dem völligen Verschwinden fand das Wort Plajasch im bekannten Kinderspiel "Räuber und Gendarm".



Blau uniformierter Gemeindediener, der kurz davor ist zum Trommelwirbel anzusetzen und seine Botschaft zu verkündigen

Fotoarchiv: Hans GEHL

Volkskundliche Erläuterungen: Das Gebiet der österr. Militärgrenze verlief durch das Südbanater Bergland, und die hier angesiedelten freien Bergbauern und Waldarbeiter waren bewaffnete Grenzer, die von der Verwaltung zum Einsatz berufen werden konnten. Dazu erzählte eine Gewährsperson 1974: "Gonz friehe woarn da die Grenzer, die esterreichische Militärgrenz. Neinundneinzig Deafa hobn dahear gheart, bis Herkulesbad is die Grenz gongen, Weißkirchn, Werschitz, des hat olles dezu gheart (...) Do woarn imme so Raubebanda, abe ich waaß nit viel von dene, nur mei Brude, dear hot viel gwusst vun dene Raubegschichtn." (Walter Konschitzky: Dem Alter die Ehr, Bd.1, Bukarest 1982, 261)

- Die Wortbedeutung von Plaiarsch wird hier volksetymologisch als "den Arsch verbleuen" verstanden, als Strafvollzug durch den Gemeindediener. Solche öffentlichen Bestrafungen von Vergehen gegen das Gesetz waren bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts im Banat, besonders im Gebiet der österreichischen Militärgrenze, aber auch in der Batschka und in anderen Gebieten, nicht ungewöhnlich. Dr. Anton Peter Petri beschreibt einige Züchtigungen durch den "Kleinrichter", wie sie aus dem Banat und aus der Batschka überliefert wurden.

1. Züchtigung auf dem Deresch (aus ung. deres 'Prügelbank'). "Der Sträfling musste sich selber die Prügelbank aus dem Gemeindeamt auf die Gasse tragen, sich darauflegen und bekam dann vom Kleinrichter die vom Richter zugeurteilten Stockhiebe. Nachdem die Strafe abgebüßt war, mußte der Bestrafte die Folterwerkzeuge an ihren Platz zurücktragen, sich beim Richter für die erhaltene Strafe bedanken und geloben, sich zu bessern."



2. "Die 'Geige' war ein zusammenklappbares Brett mit drei Löchern. Zuerst kam sie um den Hals des Sträflings, dann wurden die Vorderarme hineingesteckt und das Strafrequisit geschlossen. Der Häftling mußte vor dem trommelnden Kleinrichter im Dorf herumgehen, an jeder Straßenecke stehen bleiben, seinen Namen und sein Vergehen laut ausrufen. Am nächstfolgenden Sonn- oder Feiertag stand er unter der Aufsicht eines Dorfpolizisten vor der Kirche." Vgl. dazu "Schandgeign": Der Verurteilte wurde nach dem alten Gerichtsverfahren an Hals und Handgelenken in eine Holzgeige (Holzrahmen) geschlossen und so an die "Schandsäuln", den öffentlichen Pranger, gestellt. (Otto Jungmair / Albrecht Etz Albrecht: Wb. der oberösterr. Volksdialekt. 1999, 239).

3. "Der (das) 'Bloch', auch 'Stock' genannt, war ein Symbol dorfrichterlicher Macht und stand gewöhnlich vor dem Schulzenhaus. Es war ein schweres Holzsäulen-gestell, in welches unten und oben je zwei aufklappbare Hölzer mit Löchern eingeschoben waren. In die unteren Hölzer mußte der Sträfling seine Beine schließen, in die oberen kamen seine Arme. Dann wurden beide geschlossen, so daß der Delinquent halb hän-gend im Bloch saß."

4. "Das runde schwere 'Brett' wurde vor allem in den heißen Jahreszeiten angelegt. Seine Größe war die eines Strohkorbes, in seiner Mitte befand sich ein mannskopfgroßes Loch. Das Brett wurde dem Gefangenen über den Kopf auf die Schultern gelegt, dann mußte er barhaupt in der prallen Sonne vor dem Schulzenhaus stehen."

5. Im 18. Jh. mussten Ehebrecher an einem Sonn- oder Feiertag eine Stunde lang in einer "Brechl" vor der Kirche stehen und in den Händen eine Wachskerze und eine Rute halten. Zu dieser drakonischen Strafe kam noch eine Geldbuße, ggf. sogar die Verbannung in einen anderen Bezirk. (Anton Peter Petri: Kulturge-schichtliches Wortgut. 1965, 60 f.)

Der Banater Dialektdichter Josef Gabriel d. J. beschreibt im Gedicht "Dr Plaiarsch" die Aufga-ben des Gemeindedieners: "Torrumt, torrumt, dr Plaiarsch kummt,/ Er hat was arich Neies zu vermelle,/ Es Trummelfell des scheppert hell,/ De Kinner gfällt des, nor die Hunne belle./ (...)

(In: Schwowische Gätzle ausm Banat Temeswar 1969, 43 f.)

Gendarm

Wortbedeutung: ländlicher Polizist

Wortbelege: ſanda:r, -ə [in rheinfränkischen Dorf-dialektien]

Satzbeleg: Weil de Staat Monopol uff den Tuwak ghat hat, ware do stännich Schandare un die Finanze for kontrollere. [Siwatz]

Etymologie: Süddeutsch und österreichisch für 'Polizist', aus franz. gendarme 'Polizeisoldat', ursprünglich Angehöriger der Leibgarde französischer Könige, dann Soldaten. Seit der Französischen Revolution (auch) Bezeichnung für die Polizei. Französisch. gendarme ist der Sg. einer Zusammenrückung von franz. gens d'arme, älter gents d'arme, wörtlich 'bewaffnete Männer'. Später erfolgte eine Bedeutungsverschiebung zu 'Soldaten'. (Friedrich Kluge: Etym.Wb. 1999, 312)

Wörterbuchbelege: Österr.Wb. 229; PfWb III 199 f.: 1.a 'Schutzmänn', unartigen Kindern droht man mit dem "Gendarm"; Schandarm Rhein.Wb. VII 902-904; Schandá Jungmair/ Etz: Wb. obe-rösterr. Volksdialekt 1999, 239.

Räuber-und-Gendarm

Wortbedeutung: Kinderspiel, das Räuber und Polizisten nachahmt

Wortbelege: ra:vər-un-žanda:r, nur Sg. [in rhein- und südfränkischen Dorfdialektien]

Satzbelege: Die Kinner henn als oweds Raawer-un-Schandar gspielt. [Fakert]

Wörterbuchbelege: Räuber-und-Schandá Jungmair/ Etz: Wb. oberösterr. Volksdialekt. 1999, 239: 'Kinder-spiel'. Pfälz.Wb. III 199: Ein Fang-spiel der Kinder heißt: Raiwer un Schandaar, bzw. Spitzbu un Schandaar oder Diebches un Schandaarmches, unter dem Stichwort Gendarm.

Räuber und Plajasch

Wortbedeutung: Kinderspiel, das Polizisten beim Fan-gen von Dieben nachahmt

Wortbelege: ra:bər-unt-plaja], nur Sg. [in bairi-schen Dialektien, Banater Bergland]

Satzbelege: Die Jugend hat oft Raaber-und-Plajasch gspüllt. Die Plajaschn hamm die Raaber gsucht und gfangen. [Reschitz] Nach Alexander Tietz: Wo in den Tälern die Schlote rauchen. Bukarest: Literaturverlag 1967, 323)

Pandur

Wortbedeutung: Streifenpolizist

Wortbelege: pandu:r, -ə [in bair. und rheinfränk. Dorf- und Stadtdialektien]; pantu:r, -ə [in rheinfränkischen Dia-lektien, Batschka], pantue, -n [Weißkirchen, Werschetz]

Etymologie: Entlehnung aus serbokroatisch pandur 'Polizist; Wachmann'. Vgl. deutsch Pandur 'Fußsoldat' (seit dem 18. Jahrhundert belegt). Entlehnt aus ungarisch pandúr angeblich so benannt nach der ungar. Stadt Pandúr, die die Heimat der ersten Panduren gewesen sein soll. (Fr. Kluge: Etym.Wb. 1999, 609). Vgl. auch serbokr. Pandur ungarischer bewaffneter Leibdie-nner; leichter ung. Fußsoldat; Schutzmann; Polizist', weiterhin rumänisch pandur Heiduck, Freischärler; Soldat eines österreichischen Heeresteils im 18. Jahrhundert;



Soldat einer muntenischen irregulären Truppe zu Beginn des 19. Jahrhunderts; Soldat der Division "Tudor Vladimirescu" (im rumänischen Heer nach 1945); Polizist, aus serbokr. pandur und ung. pandúr. (DEX [RumWb] 1984, 648) Selbst türkisch pandur erscheint als ungar. Leibwächter; irregulärer Milizsoldat; (Feld-) Wächter. (Karl Steuerwald: Türkisch-deutsches Wb. 1988, 907) - Das Ungarische Etym. Wb. stuft das seit 1602 belegte pandúr als Wanderwort ein. Seine Bedeutungen im Laufe der Zeit sind: 1. 1602: 'Eine Art türkischer Infanterist', 2. 1607: 'Freischärler, Wegelagerer', 3. 1738: Gendarm der ungarischen Komitate', 4. 1792: 'südslaawischer Soldat', 5. 1794: 'Stadtdiener oder Komitatsdiener in Ungarn', 6. 1835: 'Gerichtsdiener, Hässcher'. Als mögliches Etymon des Wortes wird auf serbokroat. puntar 'Aufwiegler, Rebell', jedoch nicht auf eine ungarische Stadt Pandur verwiesen. (Ung.Etym.Wb Band 3 1976, S. 82)

Betjar

Wortbedeutung: Taugenichts, Gauner
Wortbelege: m. betja:r, -n [in bairischen Stadt-dialekten]; betja:r, -ə [in schwäbischen Dialek-ten]; petja:r, -ə [verbreitet in rheinfränkische Dorfdialekten]; pedja:r, -ə [Giseladorf]

Satzbeleg: Wu warscht dann gwest, du Bitange? Du fihrscht dich jo uff wie e Betjar. [Brestowatz]

Etymologie: Entlehnung aus ung. betyár 'Gauner, Spitzbube'. Ungarisch betyár, betyárt ist seit 1744 in vielen Varianten belegt, als: 1. (1744) 'herumstrenzender, sich vom Taglohn ernährender junger Mensch', 2. (1788) 'Straßenräuber', 3. (1807) 'Schweinehirt', 4. (1808) 'schmucker Bursche', 5. (1824) 'Taugenichts, Spitzbube', 6. (1842) 'Herrschafsknecht, Gutsarbeiter', 7. (1842) 'Treidler' (Arbeiter, der Flussschiffe vom Ufer aus zieht), 8. (1876) 'angenommenes Kind'. Das Wort ist eine Entlehnung aus serbokroat. bećar 'Junggeselle, Hagestolz, Bruder Lustig', auch 'Liederjan, Söldner, fremder Taglöhner', das auf türkisch bekâr zurückgeht. Dieses ist gleichfalls polysemantisch: 1. 'Junggeselle'. 2. 'Strohwitwer', 3. 'Internatsschüler, der in den Ferien nicht nach Hause fährt', 4. 'städtischer Arbeiter, dessen Familie weiter auf dem Lande lebt'. (Karl Steuerwald: Türkischdeutsches Wb. 1988, 132) Das Etymon ist schließlich neopersisch bîkâr 'Vagabund'. Aus türk. bekâr kam die Bedeutung 'Junggeselle' in weitere südosteuropäische Sprachen wie neugriechisch. mpekiáres, bulgarisch. bekiar, rum. becher. Auf ung. betyár geht slowak. bet'ar und deutsch (veralt.) betjare 'Straßenräuber' usw. zurück. (Ung.Etym. Wb. Band I, 101 f.) Volkskundliches: In Albrechtsflor, wo das Lehnwort auch als Hundename gebraucht wird, gibt es diesen Kinderreim: "Ringe, ringe, Reihe,/ der Pedjar fressst die Eier,/ de Pedjar fressst die Kuche,/ do muss die Mutter fluchen." (Maria Pechtol: Schwäb. Wb., in Folgen NBZ 1971, hier: 20.10.1971)

Wörterbuchbelege: Engert: 1987, 15: 'durchtriebener Kerl'; Blickling: Wb. 2002, 35.

Bitang

Wortbedeutung: Vagabund, Strolch, Tagedieb
Wortbelege: m. bitanj, -ə [in bair. Stadtdialekten und schwäb. Dorfdialekten]; pitanjk, -ə [verbreitet in rheinfränkischen Dorfdialekten] pitanjk, -ə, auch Pl. [Brestowatz]

Satzbeleg: Wu warscht dann gwest, du Bitange? Du fihrscht dich jo schun bal uff wie e Betjar. [Brestowatz]
Etymologie: Entlehnung aus serbokr. bitanga 'Landstreicher, Tagedieb, Lump', bzw. aus ung. bitang 'Schurke, Schuft', auch adj. 'herrenlos, verlaufen herumirrend'.

Das Wanderwort erscheint im Ungarischen. in zahlreichen Belegen verschiedener Bedeutung. Als Subst.: 1. (1456) 'Beute', 2. (1567) 'Lösegeld', 3. (1574) 'Bastard', 4. (1604) 'Strolch', 5. (1799) 'nichtswürdige Person. Dsgl. adj. 1. (1496) 'herrenlos, streunend', 2. (1717) 'niederträchtig'.

Es handelt sich um ein Lehnwort aus dem Deutschen, eventuell durch Vermittlung der hussitischen Soldaten-sprache auch aus dem Tschechischen, vgl. spätmittelhochdeutsch biutunge 'Beute, Beutefang, -tausch', vgl. noch tschech. bitunk 'Beute, Verteilung der Beute'. Das deutsche Wort kommt aus niederdeutsch (mittelndd.) "bûte" 'was zur Verteilung kommt'. Die pejorativen substantivischen und adjektivischen Bedeutungen sind schon frühzeitig im Ungarischen entstanden und zwar durch abschätzige Benennungen der Anhänger der Hussitenbewegung. In der Vermittlung des Wortes ins Ungarische können auch die deutschen (zipserischen) Dialekte in Oberungarn eine Rolle gespielt haben. Aus dem Ungarischen entlehnt sind serbokr. bitanga 'Taugenichts, Lump' (dialektal) 'verlaufenes Tier' und rumän. bitang 'Bastard'. (Ung.Etym.Wb.I, 109)

Sprachkundliches: In den donauschwäb. Dialekten wurde aus dem Lehnwort Pitang das Verb pitangierte 'herumstrolchen', auch abgeleitet von herrenlos streunendem Vieh.

Wörterbuchbelege: Bernhard Engert: Batsch-Brestowatz Dialekt 1987, 15: Bitange (serb.) 'Herumtreiber, Herumstreuner'; Blickling 2002, 35 Pitang 'Wegelagerer'.

Leider gab es zu allen Zeiten Personen, ihren gewünschten Beruf nicht erlernen und ihr Lebensziel nicht erreichen konnten, so dass sie auf der Strecke blieben und versuchten, durch unlautere, gesetzwidrige Handlungen über die Runden zu kommen. Dazu trugen besonders Kriege und Hungersnöte bei.



AUFBRUCH

„Am Wegrand der Geschichte“, Banat-Tetralogie, Auszug aus Bd. IV: „Die andere Welt“

von Franz MARSCHANG

Erneut stand Doktor Mann im Gang eines Schnellzugwaggons und sah hinaus auf die vorüber gleitende walachische Ebene. Oltenien nannte man nun das Gebiet, die Walachen hießen seit über hundert Jahren Rumänen. Im Abteil saßen Resi und Horst. Es war hoffentlich seine letzte Fahrt nach Bukarest.

Zum halben März hätten nach dem alten Bauern-lied „Im Märzen der Bauer die Rösslein einspannt ...“ zumindest die Vorbereitungen auf das neue Landwirtschaftsjahr erkennbar sein müssen. Denkste! Auf den vorbei ziehenden immensen Fluren war nichts zu sehen als die traurigen Überbleibsel des abgezogenen Winters.

Seine Reise auf der gleichen Trasse damals vor zwei Jahren, als die Hochschullehrer aus Temeschburg zum angeordneten Stelldichein mit dem oltenischen Titan der Titanen reisten, führte an endlosen Herbstfeldern vorbei; die Betrachter waren in jenem Herbst gar nicht sicher gewesen, ob dieser Segen der Natur auch eingefahren würde. Die Erfahrung der letzten Jahrzehnte lehrte alle, die offenen Auges das Geschehen im Lande beobachteten, dass Zweifel angebracht waren.

Was sich jetzt dem Blick aus dem Schnellzug darbot, widerlegte solche Zweifel nicht. Noch standen die unübersehbaren letztjährigen Maisschläge da, doch die Farbe der Pflanzen war gelb-grau wie der Boden, die Blätter zerzaust, die Stauden zerknickt oder gar ganz umgebrochen; Fröste und Winterwinde hatten ein unschönes Bild hinterlassen. Kein mitleidiger Pflug hatte im Herbst die Reste untergepflügt, sie einer neuen Bestimmung im Kreislauf der Natur zugeführt.

Durchs Fenster ließ sich nicht erkennen, ob die Stauden wenigstens abgeerntet waren, ungebrochener Mais nicht einfach als Nahrung für Krähen, Mäuse und Ratten diente, Möglich war in diesem Land und diesem System alles.

Resi gesellte sich mit Horst zu ihrem Mann. Sie hängte sich in seinen Arm ein und betrachtete eine Weile die vorüber flutenden Bilder. Dann sagte sie unvermittelt: „Wenn man das da draußen so sieht, kann man der Ebene kaum etwas Anziehendes abgewinnen.“

Und doch war es die Ebene – die Banater Heide – die unseren Landsmann Klaus Günther zu einem zauberhaften poetischen Bildgefüge anregte, wie es sich kaum schöner malen lässt.“ Und sie begann in leisem Tonfall, doch trotz des Räderklangs noch gut hörbar, das Ge-

dicht zu zitieren, das ihr eben in den Sinn gekommen war:

Pannonische Landschaft

*Heide weit und reich und warm,
mild in Gottes lichtem Arm.
Grillenton als Traumgeläut,
Felder schwer und warm und weit,
Ackerfurchen, Klee und Mais;
Sommertage, hoch und heiß.
Zu des Horizontes Rand
gelber Weizen hingewandt.
Melonenfelder, alles reift,
von der Sonne Gold gestreift.
Lerchensang und Wachtelschlag
und was sonst noch singen mag.
Sonnenblumen, Wein und Klee;
und die Ferne und die Näh,
wechselnd, leuchtend, sonnennah,
wie's die Welt schon immer sah,
wie's das Land schon immer spürte
und in seinem Blutstrom führte,
Ackerland und Weizen, Mais,
Kartoffelfurchen reihenweis.
Krähenschwärme überm Ried.
Einsamkeit. Ein Hirtenlied
irgendwo im Gras erwacht:
traurig-, lieblich-, zart erdacht. –
Die Sonne sinkt, nun schweigt das Land:
berührt von unsichtbarer Hand.
Ein Ziehbrunnen, noch lichtumloht,
ragt einsam in das Abendrot.*

Sie hingen in Gedanken der heraufbeschworenen Stimmung nach. Der Kontrast zu dem Anblick da draußen hätte nicht größer sein können. Gerd raffte sich zu einem Nachwort auf:

„Diese Heidebilder, Zeugnisse menschlicher Arbeitskraft und banatschwäbischen Fleisses gibt es so seit Jahrzehnten nicht mehr. Auch dort mehrt sich die Zahl der Flurtafeln, die denen hier ähneln. Langsam, aber sicher gleicht sich das Banat der Walachei – der patria mună – an. Wen wundert's? Wie der Herr, so's Gscher!“

„Vielleicht ist es ganz gut“, fiel Resi ein, „dass man uns nicht mit der Bahn abreisen lässt, sondern den Flug aufdiktieren. Bei solchen Bildern kommt kein Abschiedsweh auf.“



„Abschiedsweh? Pustekuchen!“, konterte ihr Mann, „seit nahezu zwei Jahrzehnten ist nur noch vom Gehen die Rede. Zeit genug, sich abzunabeln. Das, was uns einmal so viel bedeutet hat, ist seit drei Jahrzehnten un-wiederbringlich dahin. Was könnte einen noch zurückhalten?“

„Vielleicht, was man so ‚Heimat‘ nennt?“, gab Resi zu bedenken.

„Erinnerst Du Dich nicht, reagierte er prompt, was Klaus seinerzeit an Mutter geschrieben hat: ‚Wenn die Heimat keinen Schutz mehr bietet, hört sie auf Heimat zu sein.‘ Das gilt doch auch für uns oder?“

„Nicht zu bestreiten! – Und doch!“ Ihr fiel es schwer, den endgültigen Schlussstrich zu ziehen. Nach einer Pause ließ sie neue Zweifel laut werden: „Finden wir jemals wieder eine Heimat?“

„Komm!“, entgegnete Gerd ermunternd. Das hängt doch nur von uns selbst ab. Wer es ernsthaft will, findet dort sicher eine Heimat. Sie wird allerdings anders sein als die verlorene. Doch auch das wissen wir schon lange.“

Das kleine Rundfunkgerät in der Hand, trat ein Fahrgäst aus dem Nachbarabteil heraus. Die Nachrichtensendung unterbrach ihr Zwiegespräch, denn, was da aus dem Lautsprecher an ihr Ohr schlug, betraf sie unmittelbar. Schon am Morgen hatten sie erfahren, in Bukarest habe vergangene Nacht ein Erdbeben verheerende Zerstörungen angerichtet. Hochbauten seien im Stadtzentrum wie Kartenhäuser zusammengeklappt.

Das Gerät meldete, dass Nachbeben zu erwarten seien. Vor allem Geologen im Westen warnten davor. Das Epizentrum lag in den Karpaten, unweit Bukarests. Für Normalbürger galt Rumänien nicht als Erdbebengebiet, doch jetzt erinnerten Fachleute daran, dass die Karpaten zu den Faltengebirgen gehörten, die sich zehntausende Kilometer quer durch Europa und Asien hinzogen, vom Atlantischen Ozean bis zum Pazifik. Die Urkräfte, welche die südlichen Kontinentalplatten nach Norden schoben, konnten wann immer und überall in diesen Gebirgslandschaften Vulkanismus oder eben auch Erdbeben auslösen.

Die Manns hatten bislang nur einmal ein solches erlebt, als nahe Freidorf ein Beben vierten Grades ausgelöst wurde und etwa eine Minute lang alles zum Wackeln brachte. Außer einigen Mauerrissen entstand dabei kaum Schaden. Es hatte auch nichts mit tektonischen Urgewalten zu tun. Wahrscheinlich waren da Erdschichten über Hohlräumen eingestürzt, die sich aus der hektischen Erdölförderung der letzten Jahre im Banat erklären ließen. Die unterirdischen Vorratslager

erstreckten sich ja unter der willkürlich zwischen Rumänien und Serbien gezogenen Grenze und beide Anrainer fürchteten, der Nachbar würde den einmal angezapften Kessel auch unter seinem Territorium leer pumpen. Eile bei der Förderung – so urteilten die Beteiligten – war somit geboten.

Die Manns hatten jenes Beben, als die Blumentöpfe von den Fensterbänken flogen, nicht vergessen. Es war beklemmend zu erleben wie der Boden – altvertraut als feste Basis wie nichts sonst im Leben – urplötzlich in Bewegung geriet.

„Wenn uns im Hotel wieder ein Beben erwisch“, wollte Horst wissen, „was dann?“

Sie waren alle nicht scharf darauf und mussten gerade in dieser potentiellen Nachbebenzeit die Nacht vor dem Abflug in Bukarest verbringen. Gerd versuchte herunterzuspielen, wenngleich ihm die Angst im Nacken saß, Unruhe und Ungewissheit tief in ihm selbst steckte.

„Wir können doch neben dem Flughafen im Freien übernachten“, bohrte Horst weiter, „es ist schönes Wetter.“ „Mal sehen!“, schwenkte der Vater in diese Überlegungen ein, um dem Jungen und sich selbst Mut zu machen.

„Das darf doch nicht sein“, sinnierte Resi, „dass wir nach fünfzehn Jahren Hoffen und Bangen kurz vor dem Abflug in einem Bukarester Hotel untergehen!“

Die Stimmung war nicht gut. Das Rattern der Räder konnte sie nicht heben, machte vielmehr bewusst, dass dieser Zug sie rasend schnell dem gefährdeten Bereich zuführte.

Gerd plagte noch die Sorge, die Securitate könnte ihn noch mal in die Schraube nehmen. Sich ihr ein weiteres Mal ohne Schaden zu entwinden, war fraglich.

Von den ausreisenden Lehrern, die seit ihrem Berufsverbot ohne Einkommen ihr Dasein gefristet hatten, waren sie als Letzte noch im Land. Dabei hatte ihnen Ceaușecu selbst nach der Intervention des Bundeskanzlers die Ausreisegenehmigung zugesprochen. Die Ersten verließen schon nach drei Wochen das Land! Es waren allerdings Leute, die zur Miete gewohnt hatten. Die Manns dagegen saßen im eigenen Haus, das nicht verkauft werden durfte. Es war vor Erhalt der Reisepapiere an den Staat abzutreten.

Gerd hatte zwar alles auf eine Karte gesetzt, einem Bekannten, der sich damit ein Zubrot verdiente, die Abwicklung anvertraut und doch wurde er ewig nicht fertig. Herr Petermann schaffte eine Reihe Papiere heran, für die man nicht persönlich beim ausstellenden Amt vorsprechen musste; bei anderen wieder handelte er Ter-

mine aus, zu denen Gerd sich über Hintertreppen, ohne Wartezeit, einfand, dann seine Unterschrift leistete und die bereits ausgefertigte Bescheinigung entgegennahm.

Für dergleichen Dienste erhielt Herr Petermann freilich alles Geld, das die Familie noch hatte zusammenkratzen können. Er musste ja auch jedem der „hilfsbereiten“ Beamten ein ordentliches Bakschisch zustecken. Erst bei dieser Gelegenheit erfuhren die Manns, von wie vielen Verwaltungsstellen das Wohl und Wehe des Staatsbürgers, speziell das eines Hausbesitzers, abhing. Da waren:

- das städtische Amt für Wohnungsbau,
- das Grundbuchamt,
- die Elektrizitätswerke,
- die Fernheizwerke,
- die Wasserwerke,
- die Kanalisations- und Abwasserwerke,
- das Steueramt
- und etliche andere.

Ob man als Bürger je mit ihnen zu schaffen hatte oder nicht, sie alle mussten bei dieser Gelegenheit bescheinigen, dass der Umsiedlungswillige keine Schulden hinterlässe.

Hinzu kam die Forderung, das Haus absolut leer zu stellen, Nichts, was nicht niet- und nagelfest war, durfte bei der Übergabe des Schlüssels an den Beamten des Wohnungsamtes noch da sein. Daran hatten die im Vorfeld mit der Bestandsaufnahme, dem Ausmessen von Räumlichkeiten, Hof und Garten, Beauftragten keinen Zweifel gelassen.

Das Reise- bzw. erlaubte Mitnahmegeräck – 40 kg je Person – war nach Arad zu schaffen, Stück für Stück beim Zollamt zur Begutachtung und Genehmigung vorzulegen und – in eigens dafür standardisierte Kisten verpackt – als Frachtgut aufzugeben. Die Kisten waren im Herstellungsbetrieb vorzubestellen, am Stichtag abzuholen und zum Zollamt zu schaffen.

Mit jedem Tag aber, der verstrich, rückte das Verfallsdatum der Pässe näher; mit jedem Tag, der verstrich, wuchs daher die nervliche Belastung.

Schließlich musste man nach Bukarest, bei der Deutschen Botschaft die Einreisegenehmigung zu beheben, vor allem aber zur TAROM, die Flugtickets einzuhändeln; es gab nur drei Flüge die Woche. Plätze in den Maschinen waren zurzeit knapp.

Glücklicherweise reichten die Moneten für die Bezahlung der Tickets. Für Haus und Grundstück hatten die Manns von ihrem Staat gerade mal fünf Prozent der Summe erhalten, die sie bei freiem Verkauf kassiert hät-

ten. Mit diesem Betrag ließen sich nebst einigen Abbruchauslagen die Abreise nach Bukarest und die Flugtickets berappen.

Da war indessen noch eine beunruhigende Kleinigkeit. Als Gerd die Reisepässe ausgefolgt wurden, hatte er sogleich bemerkt, dass Horst im Pass seiner Mutter als „Hortensia“ eingetragen war. Er machte den Beamten darauf aufmerksam, doch der zischte ihn an:

„Halten Sie den Mund! Wenn ich das zur Kenntnis nehme, gehen die Pässe samt Akten zurück nach Bukarest und bis wir sie wieder erhalten, verstrecken mindestens vier Monate!“

Doktor Mann hatte also, ohne weiter ein Wort zu verlieren, die Pässe übernommen und mit seiner Unterschrift den ordnungsgemäßen Erhalt bestätigt; er hatte sich damit allerdings einen „schwarzen Peter“ eingehandelt, der ihm noch bis Frankfurt die Nerven strapazieren würde, denn jede Entdeckung des Fehlers musste unweigerlich zur Beschlagnahme der Pässe führen.

Je später dies geschah, umso sicherer blieb er als Einziger der Lehrergruppe zurück. Und dann geriet er wohl erneut in die Fänge der Securitate.

Auf dem Flughafen Otopeni lief ein normaler Arbeitstag ab. Die Fluggäste nach Frankfurt am Main kehrten nach und nach von der Handgepäck-Abfertigung zurück.

Die Manns hatten am frühen Morgen aufatmend ihr Hotelzimmer im vierten Obergeschoss verlassen und kaum etwas gefrühstückt. Sie wussten nicht, wie ihnen der Flug bekommen würde und fanden es angebracht zu fasten. Hier im Flughafen auf ebener Erde wlich die Angst vor dem Erdbeben, zumal es auch noch zu keinem Nachbeben gekommen war.

Außerdem hatte die Stadtbesichtigung am vorangegangenen Nachmittag ergeben, dass die angerichteten Verwüstungen weit weniger schlimm waren, als ihre Phantasie und die offiziellen Rundfunkmeldungen sie ausgemalt hatten.

Noch wussten die Manns nicht, dass hinter den gezielt lancierten Schadensmeldungen Methode steckte. 1971, bei der ersten Überschwemmungs-katastrophe im „sozialistischen“ Rumänien hatten die Typen in Bukarest erkannt: Je größer das Ausmaß der tatsächlichen bzw. vorgegebenen, in die Welt posaunten Verheerungen, umso umfangreicher die aus dem Ausland eintreffenden Hilfsgüter. Die meisten der damals nach Rumänien gebrachten Spenden an Zelten, Decken, Kleidern usw. waren über die Spezialläden der Partei an „verdiente“ Genossen verscherbelt worden.

Diesmal ging es um etwa ein Dutzend eingestürzter



Häuser, vornehmlich den Zentralboulevard „Magheru“ entlang und über mehrere Kilometer hin verteilt. Umstehende Bukarester machten als Ursache für den Einsturz „Modernisierungen“ verantwortlich, die die neue Staatsmacht an Altbauten hatte vornehmen lassen. In Kellern und Erdgeschossen waren ursprüngliche Tragpfeiler entfernt worden, um größere Lagerhallen, vornehmlich jedoch Verkaufsläden zu schaffen. Nun hatte das Erdbeben den Modernisierern auf seine Art eine Quittung ausgestellt.

Je näher der angekündigte Zeitpunkt kam, hinaus auf Flugfeld zu gehen, umso nervöser wurde Resi. Sie beserte mal hier mal dort an Horsts Äußerem herum, wobei sie bemüht war, dies möglichst unauffällig zu tun.

Sie hatte ihm einen geschlechtsneutralen Regenschutz umgehängt, die Kapuze über den Kopf gezogen und versucht, ihm mit den Haaren über der Stirn ein möglichst mädchenhaftes Aussehen zu geben. Der Junge gefiel sich in dieser Maskerade gar nicht, war jedoch einsichtig genug zu begreifen, was auf dem Spiel stand.

Als sie endlich in Gänsereihe durch den metallge-rahmten Gang am Kontrollfenster vorbeizogen, der Grenzjäger die Pässe durchs Kontrollfenster einzeln entgegennahm, eingehend das Passbild mit der Person vor dem Fenster verglich, drückte sich Horst an Resi vorbei hinaus auf den Flugfeldbereich und bewegte sich hier mit dem Rücken zum Kontrollfenster hin.

Die zweibeinigen Wachhunde ließen es geschehen; in Resis Pass war ein Kind eingetragen, sein Konterfei fehlte. Der Pass enthielt nur das Bild vom Inhaber.

Resi lobte den Jungen für sein kluges Verhalten; ihr war ein Stein vom Gemüt gefallen. Gerd stand schweigend daneben. Für ihn ließ sich das Risiko noch nicht abhaken. So lange sie im Flugzeug waren, befanden sie sich auf rumänischem Hoheitsgebiet. Er hatte davon Kenntnis erlangt, dass die Aktenmappen der Umsiedlungsberechtigten am Flughafen-Kontrollpunkt vorlagen; die TAROM musste die zuständige Behörde über die Personen unterrichten, die für den jeweiligen Flug gebucht hatten.

Wenn nun die Kontrolleure noch nachträglich in den Akten stöberten, herausfanden, dass da ein Junge mit sollte und sich erinnerten, dass im Pass ein Mädchen eingetragen war? Bei der Personenkontrolle hätten sie die Pässe mit den ihnen vorliegenden Akten verglichen müssen.

Weshalb hatten sie es unterlassen? Aus Nachlässigkeit? Oder war ihnen der Andrang heute zu groß? Wer blickte da durch?

Es zeigte sich dann, dass eine größere Anzahl Kinder

und Halbwüchsige auf die für Frankfurt ausgezeichnete „Iljuschin 18“ zuhielten. Als Kontrolleure hatte man wohl kaum die bedeutendsten Köpfe Rumäniens an den Flughafen beordert. Wer von denen wollte sich hinterher erinnern, dass im Pass der Theresia Mann eine Hortensia eingetragen war?

Eigentlich hätte Gerd beruhigt sein können. Doch wer Jahrzehnte hindurch den Tücken einer Diktatur ausgesetzt war, dem galt menschliche Vernunft nicht als verlässliche Richtschnur; und überhaupt, die menschliche Psyche fügte sich nicht vorbehaltlos der Vernunft.

Endlich nahmen sie ihre Plätze in der Iljuschin 18 ein: Horst saß gleich neben einem Bullauge der Außenwand, neben ihm seine Mutter und zum Zwischengang des Fahrgastrumes hin schloss Doktor Mann die Dreierformation ab. Nach der Durchsage „Anschnallen!“ konzentrierte sich die Erwartung auf das Ersterlebnis Flugstart.



Die bekannte IL-18, das im rumänischen Sozialismus meistgeflogene Propeller-Flugzeug

Fotoarchiv: Fred ZAWADZKI

Die Triebwerke heulten auf; unter dem Gegendruck der Vollbremsung erzitterte der metallene Vogel bis er, vom Bremszwang befreit, nach vorne zischte. Das Abheben von der Rollbahn war nicht zu spüren, allein die Blicke hinaus erfassten mit einem Mal, dass der Boden unter ihnen zurück geblieben war. Die Distanz wuchs und wuchs. Bukarest lag bereits wie eine Art Sandkastenstadt halbblinkt, tief unten.

Nachdem sie die Gurte wieder gelöst hatten, beugte sich Gerd für einen Augenblick – schräg vor Resis Oberkörper – hinüber zur Fensterluke. Er hatte als Einziger schon mal in einem Flugzeug gesessen, vor langer Zeit, auf einem Inlandsflug und in einer bedeutend kleineren Maschine.



Er ließ sich wieder in seine Sitzlehne zurück, versuchte sich zu entspannen. Nach einiger Zeit rief Horst erregt:

„Seht da unten die Berge! Noch unter Schnee!“ Nochmals dehnte sich Gerd hinüber zum Fenster, machte aber schnell den Platz frei für seine Frau. Es war ein imposanter Anblick, der sich da dem Auge bot. Ziemlich tief unten zog sich eine lange Reihe Schne- und Eisgipfel hin. Die Sonne glitzerte auf der weißen Pracht.

„Ja“, stellte Gerd fest, „wir überfliegen die Südkarpaten. Da unten ist noch tiefer Winter. Bis Frankfurt bleiben uns gut anderthalb Stunden Flugdauer.“

Nun, da die Iljuschin in eine graue Wolkenmatte stieß, erlaubte sich Doktor Mann einen Rückblick. Vorgestern nahm er Abschied auf dem Friedhof. Noch waren an Bäumen und Sträuchern keine Knospen aufgesprungen, hinten über der Bega stand das Abendrot. Das Familiengrab hatte – wie so viele ringsum – eine Zementdecke. Die Instandhaltung würde nicht schwer fallen. Vorne das weiße Marmorkreuz, auf seiner Frontseite, eingemeißelt, die Namen der Toten.

Da lagen sie, die Urgroßeltern, die er noch gekannt hatte. Als Steppke war er bei ihrer Beerdigung dabei, in einer Zeit, da niemand ahnte, dass über dem Banat die Götterdämmerung bald hereinbrechen würde.

Dann war da Großvater. Er hatte mit einer tödlichen Lungenentzündung im städtischen Krankenhaus gelegen, zusammen mit vielen anderen Schwerkranken in einem Raum. Als der versprochene Termin verstrich, ohne dass er entlassen wurde, begann er zu begreifen, dass es mit ihm wohl zu Ende ging. Dazu passte ihm jedoch das Umfeld nicht. Gerd erkannte es und ging zum leitenden Arzt, seinen Großvater frei zu bekommen.

„Wenn sie ihn nach Hause nehmen, stirbt er in drei Tagen“, sträubte sich der Arzt.

„Und wenn er hier bleibt, bringen Sie ihn durch?“

Die Antwort blieb aus. Gerd ließ sich nicht abwimmeln.

„Geben Sie ihn mir mit. Er will nicht hier sterben. In acht Jahrzehnten ehrlicher Arbeit hat er sich etwas Besseres verdient.“

Als Gerd ans Bett des Todkranken trat und sagte: „Komm, Opa, wir fahren heim!“, da sammelte der noch einmal all seine Lebensgeister und erhob sich aus eigener Kraft; ihm konnte im Augenblick nichts willkommener sein.

Drei Tage später verabschiedete er sich in Mutters

Armen, das heißt, in denen seiner Tochter, und trat seinen Weg in die Ewigkeit an.

Auch Vater fand hier seine letzte Ruhestätte. Im Ural hatten sie ihn 1946 noch mal aus dem Massengrab heraus gebuddelt, ihn wieder transportfähig gemacht. Es war ihm vergönnt, noch einige Jahre in seinem geliebten Banat zu verbringen, über das sich bereits schwere Schatten senkten. Doch konnte er nicht ahnen, wie die folgenden Jahrzehnte diesen Landstrich zurichten würden.

Gerd überwältigte mit einmal die Erkenntnis, dass das Leben seiner Vorfahren integraler Bestandteil seines eigenen Lebens war. Der Abschied fiel ihm schwer. Er entfernte sich schließlich in dem Bewusstsein, dass sie alle gerne in dieser Erde ruhten, die sie als die ihre angesehen hatten. Für ihn war sie es nicht mehr. Zu Vieles hatte sich ereignet, was ihm das Banat nach und nach entfremdete. Somit ging er gerne von hier weg.

Was die Rumänen betraf, war er im Zwiespalt: einerseits kannte er eine Anzahl Einzelmenschen, vor denen er den Hut zog, anderseits war da der rumänische Nationalismus, der genau so unleidlich, intolerant, ja böswillig war wie jeder andere Nationalismus auch.

Doch nun hielt er dieses Kapitel für abgeschlossen. Mancher Stolperstein, ja Felsbrocken auf seinem Lebensweg lag hinter ihm. Die Sterne jedoch funkelten immer noch weit draußen im All; sie blieben nach wie vor unerreichbar.

Oder vielleicht doch nicht? Er machte sich nichts vor und er schmiedete keine Pläne. Als seinerzeit Vater nach Russland deportiert wurde, hatte er die Gedanken an die Zukunft aufgegeben. Es galt nur noch der tägliche Kampf ums Überleben.

Doktor Mann wollte es auch ferner so halten: das Neue auf sich zukommen lassen, anpassungsfähig bleiben und möglichst das Beste aus dem machen, was sich ergab. Er schloss die Augen und fiel alsbald in einen ruhigen Schlaf.

„Wach auf, Gerd, wach auf, wir sind da!“ Resi zog ihn am Arm. Sie hatte kein Auge zugetan. Auch von der Reiselektüre war nichts in ihrem Kopf haften geblieben. Die Gedanken schweiften dauernd zu den zurückliegenden Ereignissen ab. Aber auch die Frage bedrängte sie, wie es nun weitergehen würde.

Als Gerd die Augen öffnete, erkannte er sogleich: der Metallvogel hatte bereits Erdberührung, rollte aus. Da ertönte der Bordfunk:



„Achtung, Achtung, eine Durchsage! Die Passagiere Ionescu und Mann werden gebeten, sich beim Flugkommandanten zu melden. Ich wiederhole...“

Doktor Mann zuckte zusammen; seine Befürchtungen? Doch schon hatte er sich in der Hand. Nur ruhig Blut, bloß nicht durchdrehen! Die ersten der einhundertsiebzehn Fluggäste – Männer, Frauen und Kinder – befanden sich bereits im Korridor des Fluggastraumes, schoben sich voran dem Ausgang zu. Vorne schloss die Fluggastbrücke des Abfertigungsterminals an die Maschine an; die Tür zum Flugzeug öffnete sich. Gerd nahm Horst beim Arm und flüsterte ihm ins Ohr:

„Geh du voran! Nicht zu hastig, doch sieh zu, dass du aus dem Flugzeug raus kommst! Wir folgen.“

Während der Junge sich hurtig zwischen den Fluggästen voranschlängelte, drängte Gerd auch seine Frau:

„Mach auch du dich unauffällig auf den Weg. Ich bleibe noch etwas zurück.“

Haben die wohl Passbilder, um uns zu identifizieren?“, überlegte Doktor Mann, indem er das letzte Handgepäck zusammenraffte. Das wird nicht der Fall sein, beruhigte er sich selbst sogleich. Die Passagiere schoben sich am Flugpersonal vorbei, aus der Maschine hinaus. Einzelkontrolle, Passkontrolle war jetzt kaum mehr möglich.

„Achtung, Achtung“, klang die Stimme von vorhin aus dem Bordlautsprecher: „Ich wiederhole: die Passagiere Ionescu und Mann“

Gerd hatte beobachtet, wie Horst durch die Tür gewischt war. Auch Resi befand sich nur mehr wenige Schritte vom Ausgang entfernt. Er durfte keinesfalls als Letzter zurückbleiben. Eingekeilt im Pulk der anderen, die die Iljuschin verlassen wollten, schob Gerd sich zügig voran. Er war entschlossen, notfalls mit Gewalt hinaus zu drängen. War er einmal in der Abfertigungsbrücke, würden sie kaum noch einen Versuch wagen, ihn aufzuhalten.

Ihm fehlten noch etwa zehn Schritte bis zum Ausgang. Mehrere Mitglieder der Crew – Stewardessen, doch auch Herren in der Uniform der Flugbesatzung – waren um den Ausgang gruppiert, standen mit dem Rücken zur Wand, ließen die Fluggäste zwischen sich hindurch, musterten jedoch jeden Einzelnen. Gerd hatte den Eindruck, mehrere Augenpaare wären eigens auf ihn gerichtet.

Sein Herz begann, ihm bis in die Halsschlagadern hoch zu hüpfen. Da war Autosuggestion angesagt:

‘Lass Dir nichts anmerken! Du warst schon in heikleren

Situierungen. Blick nach unten! Die Augen sind meist verräterisch.’ Noch zwei Schritte bis zur Tür. Hinter ihm drängten immer noch fünfundzwanzig bis dreißig Personen nach.

„Achtung, Achtung! Wir wiederholen die Durchsage. Die Passagiere Ionescu und Mann...“

Als diesmal sein Name fiel, hatte Doktor Mann bereits einen Fuß auf dem Boden der an das Flugzeug gekoppelten Abfertigungsbrücke des Frankfurter Flughafens.

„Dreimal wirst du mich verleugnen“, kam ihm eine Bibelstelle in den Sinn. Dreimal hatte er sich eben selbst verleugnet. Oder war dies etwas anderes? Plötzlich spürte er den kalten Schweiß; er rann ihm die Rückenwirbel entlang hinab.

Die Anspannung ließ nach. Gerd glaubte sich aus dem Alptraum zu lösen. Da vorne standen Horst und Resi, an die Wand der Fluggastbrücke gelehnt, und warteten. Sie hakten ihn beidseitig unter, und so zogen die Manns wie ein einig Dreigestirn wortlos hinein in den Frankfurter Flughafen. Das schier Endlos-Abenteuer Rumänien lag hinter ihnen.

Die Fluggäste quollen aus dem Abfertigungsdock ins Flughafengebäude. Wie üblich, wenn Maschinen aus Osteuropa landeten, gab es per Lautsprecher Anweisungen:

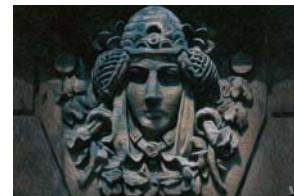
„Umsiedler, bitte rechts zur Passkontrolle!“

.....

Dann kamen die Charterbusse doch noch an. Mancher Ankömmling hatte sich indes bereits empfohlen, war mit Verwandten abgezogen. Ihre Plätze blieben unbesetzt. Dennoch war – für Frankfurter Verhältnisse – die Schar, die sich hinter der Rot-Kreuz-Betreuerin wie hinter einem Leithammel zu den Bussen hin in Bewegung setzte, immer noch so ungewohnt groß, dass ein Flughafenangestellter die Dame mit spöttischem Unterton fragte:

„So viele Schützlinge heute?“ Sie gab ironisch zurück: „Der Bukarester macht Frühjahrsputz!“

Alsbald entglitten die Busse in den lauen Märznachmittag. Die Westsonne lugte hinter einer Frühjahrswolke hervor und lachte ihnen aufs Heck.





DIE UNTERSTÜTZUNG AUS DER BEVÖLKERUNG

Ein Mosaik des rumäniendeutschen Kulturlebens nach dem Zweiten Weltkrieg (3)

von Hans FINK

Überall dort, wo durch die Arbeit der deutschen Bürger Erfolge in der Wirtschaft verzeichnet wurden, herrschte eine für die Kulturtätigkeit der Deutschen günstige Atmosphäre.

Denken wir an die Aufführung der „Mutter Courage“ am 12. August 1956 im Garten des ehemaligen Ursulinenklosters in Hermannstadt, die erste Vorstellung der offiziell noch gar nicht existierenden Hermannstädter deutschen Bühne.

Die Vorbereitungen für diese Aufführung wären nicht möglich gewesen, wenn einerseits die politische Führung, andererseits die Bevölkerung die Leistungen der deutschen Arbeiter, Techniker und Ingenieure nicht anerkannt hätte. Damals lieferte die Hermannstädter Druckerei kostenlos die Plakate, die Einsatzgruppe des Elektrizitätswerks (rumänisch: „Echipa fulger“) sorgte für die Beleuchtung, die Handwerkergenossenschaft „Igiena“ fertigte die Dekoration an, und der Stadtarchitekt Otto Czekelius nahm die Vermessungen für die Bühne vor.

Unter ähnlichen Umständen der Anerkennung konnte 1969 in Agnetheln der uralte sächsische Handwerkerbrauch des Urzelnlaufens wiederbelebt werden. Der Direktor des Agnethler Kulturhauses, der sich gegen die Wiedereinführung des Brauchs stemmte, ein Rumäne, erhielt von den rumänischen Einwohnern den Spitznamen Antiolă, d. h. „Anti-Urzel“. (Lolă ist die rumänische Bezeichnung für diese Art Maske.) Mit der Zeit gewann das Fest an Popularität, und im Januar 1975 zählte man 33 Gruppen von Urzeln bzw. Parten.

Der Generaldirektor der Reschitzer Maschinenbaufabrik, Mircea Popa, unterstützte den Manager der Deutschen Operettengruppe, das war Ingenieur Oskar Ferch, weil dieser die Stahlhärterei der Fabrik leitete und zusätzlich am Institut für Betriebsingenieure Vorlesungen hielt. Dass der Generaldirektor mit einer Deutschen verheiratet war, spielte wahrscheinlich auch eine Rolle, aber eine eher geringe. In den siebziger Jahren ging es der Operettengruppe wieder gut, sie unternahm 1976 und 1979 sogar je eine Tournee durch Siebenbürgen, zuerst mit dem „Weißen Rössl“, dann mit der „Gräfin Maritza“.

Nur weil die Korbflecherei von Schöndorf bei Arad ein Devisenbringer war, konnte Direktor Josef Prohaska den zuletzt 500 Angestellten außergewöhnliche soziale Leistungen bieten und das deut-sche Kulturleben unterstützen. Nur weil sich die Gemeinde Marienfeld mit zahlreichen Initiativen landesweit einen Namen ge-

macht hatte (siehe weiter unten), konnte der langjährige deutsche Bürgermeister Willi Heinz seine Hand schützend über die deutschen Trachtenfeste halten und 1986 (!) eine Lesung mit deutschen Autoren veranstalten.

Mit Kompromissen

Die Erfolge fielen niemandem in den Schoß – sie mussten erstritten werden: mit politischen Argumenten oder mit Kompromissen oder mit Lügen und Bestechungen. Das gilt für Schulfeiern und Elternabende, für die Aufführungen der Laienspieler, für die Trachtenfeste, für die Berufsbühnen, für die Redaktionen, für die Verlage. Franz Kahles aus Tschanaß schreibt im Rückblick: „Weil die Schulleiter der deutschen Abteilungen gewöhnlich auch die Ehre hatten, Kulturheimdirektor zu sein, konnten wir uns gewisse Zugeständnisse erarbeiten.“

Die Kirchweih- und die Trachtenfeste sowie die deutschsprachigen Kulturprogramme waren immer sehr gut besucht, sie brachten beachtliche Einkünfte, das versetzte uns in die Lage, so manche Rechte zu erkaufen.“ Ähnlich in der Stadt Zeiden. Dort erzielten die deutschen Kulturformationen, die alles in Eigenregie erledigten, mit jedem „Bunten Abend“ und anderen Darbietungen beträchtliche Einnahmen, dadurch war das Kulturhaus imstande, rumänische Kulturformationen zu finanzieren; im Gegenzug gewährte man den deutschen Formationen Bewegungsfreiheit, sie durften in Zeiden, in anderen Burzenländer Ortschaften, in Siebenbürgen, im Banat und in Bukarest auftreten.

Unter dem Druck der Verhältnisse haben in ganz Rumänien Zehntausende Lehrer mit mehr oder weniger Erfolg getrickst.

Die folgenden Beispiele stammen aus dem Absolventenbuch „Unser Werden und Wirken“ des Schäßburger Absolventenjahrgangs 1954. Johanna Kraus hat, als sie in Trappold arbeitete, viele Theaterstücke und Tänze aufgeführt, auch solche, die nicht genehmigt waren. Für die deutschen Kulturveranstaltungen in Kirtsch holte sich Johann Bretz vorschriftsmäßig beim Mediascher Kunst- und Kulturausschuss eine Genehmigung, aber das dargebotene Programm stimmte in Zusammensetzung und politischem Inhalt niemals mit dem genehmigten überein. Iris Lingner, ab 1962 in Zeiden als Biologielehrerin tätig, gab den Volksliedern und Tänzen, die sie mit den Schülern einüben wollte, neue Namen – solche, die den Anforderungen entsprachen. Weil man in der Schule keine Weihnachtslieder singen durfte, in



Großschenk so wenig wie anderswo, hieß das Thema der Musikstunden von Lilli Pelger vor Weihnachten „Hirten- und Wiegenlieder“. Den beliebten Militärmarsch „Alte Kameraden“ (der aus dem Jahr 1889 stammt) tarnten die deutschen Kulturfunktionäre von Zeiden als einen „Marsch des Sieges“ („Marșul victoriei“).

Bei der Bestechung ist nicht an Geld zu denken, sondern an die Vermittlung von Mangelwaren und gesuchten Dienstleistungen, an Gastmähler mit Fleisch und Wein. Die Methode der Gastmähler praktizierte auch Nikolaus BERWANGER (1935-1989), Chefredakteur der „Neuen Banater Zeitung“ und Mitglied in der Parteiführung des Kreises Temesch, geachtet als einfallsreicher Organisator des deutschen Kulturlebens. Er lotste die Gäste aus Bukarest nach der Inspektionsfahrt in einen Landwirtschaftsbetrieb, wo man sie großzügig beköstigte, eine mit seinen heimlichen Helfern abgekartete Sache. Wie viele Helfer Berwanger hatte, ob es fünfzig waren oder hundert, könnte nur er selbst sagen.

Als das Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen im Südosten Europas im Dezember 2006 in München ein Symposium über Berwanger veranstaltete, ergriff auch dessen ehemaliger Vertrauter Nikolaus SCHMELZER (geb. 1937) das Wort, der in Großsankt Nikolaus der Finanzfachmann des Handels- und Dienstleistungsunternehmens war. Jahresumsatz 1,5 Milliarden, Unkosten 1,4 Milliarden, Reingewinn 100 Millionen Lei. Bei diesem Betrag, gestand Schmelzer, konnte man etwas abzweigen, und das hat er wiederholt getan. Er half bei der Renovierung des Lenau-Museums in Lenauheim und schenkte der NBZ Papier für Reklamezwecke. Es ist ein bemerkenswerter Vorgang, dass im kommunistisch regierten Rumänien, in dem die Geschichte der deutschen Minderheit unterschlagen wurde, Funktionäre aus verschiedenen Ortschaften aus dem öffentlichen Besitz Geld und Material abgezweigt haben, um das Kulturleben in deutscher Sprache zu fördern.

Getürkte Verlagspläne

Wie die Kompromisse des Kriterion-Verlags aussahen, hat die ehemalige Chefredakteurin Hedi HAUSER nach der Wende in einem Vortrag veranschaulicht:

„Aber die schwerste Aufgabe war, die Verlagspläne so ausgewogen auszuarbeiten, dass es danach keinen Grund gab, sie völlig auf den Kopf zu stellen. Wir hatten unsere Vorschriften für den Umfang und die prozentuelle Aufteilung zwischen den Sparten, Themen, Genres. Niemand weiß, welche Anstrengung es kostete, die Titel, die wir heraus-bringen wollten, in gewisse Themenkreise einzuordnen und was da alles zum Beispiel in der Spar-te Erziehung zur Vaterlandsliebe figurierte. Oder um junge, eigenwillige Autoren herausbringen zu können, mussten auch ein Breitenhofer oder eine Lotte

Berg im Plan stehen, um ein Gleichgewicht zu halten. Um Heimatgeschichte zu drucken, brachten wir auch eine ganze Reihe von Titeln aus der rumänischen Kulturgeschichte heraus, und dennoch gab es den ständigen Vorwurf, der Kriterion-Verlag drucke zu viel eigene Geschichte und Heimatkunde.

Der Kalvarienweg begann schon bei den Verlagsplänen, die zur Festlegung der Auflagen gedruckt und an den Buchhandel verteilt wurden. Es gab zu jedem Titel eine kurze Beschreibung, die einerseits interessant sein sollte, um den Buchhändler zu veranlassen, eine höhere Auflage zu bestellen, andererseits aber so formuliert sein musste, dass der Titel bei unseren übergeordneten Stellen – Verlagszentrale, Rat für Kultur und Sozialistische Erziehung, Ideologische Abteilung des ZK der Partei – genehmigt wurde.

Uns rauchten die Köpfe, bis wir alles – oft gemeinsam mit den Autoren – so formuliert hatten, dass wir damit anstandslos durchkamen. Dabei bestand immer noch die Gefahr, dass man beim Zensieren der Manuskripte im Kulturrat feststellte, dass das Manuskript nicht mit dem im Verlagsplan angekündigten Thema übereinstimmte. Dann begann ein endloses Sich-Durchwinden, Feilschen und Argumentieren. Es gab Titel, die monatelang liegen blieben, entweder als Manuskript oder bereits als fertiges Buch – denn es gab auch noch eine Nachzensur –, und nicht gedruckt oder ausgeliefert werden konnten. Manchmal mussten wir nachträglich bei einem Buch Seiten ausreißen, neu drucken und wieder einkleben, oder im besten Fall ein nachträglich gefordertes, erläuterndes Nachwort hinzufügen. Manche Titel wurden jedoch ganz zurückgezogen und eingestampft. Dafür wurde dann der Verlag haftbar gemacht. Das geschah meist mit ungarischen Büchern, auf die waren Zensur und Kulturrat besonders scharf.“

Der Direktor des Hermannstädter Kreisbetriebs für Buchhandel, Alfred Reimar UNGAR (1936-2006), konnte es sich nur deshalb leisten, heimlich die Erhöhung der Auflage deutscher Buchtitel zu unterstützen, weil sein Betrieb mustergültig funktionierte und sowohl beim Absatz rumänischer Buchtitel wie auch allgemein zufriedenstellende Erfolge verzeichnete.

Durch vertrauliche Absprachen mit dem Kriterion-Verlag wurde erreicht, dass die zur Veröffentlichung vorgesehenen deutschen Titel die Hürde der Mindestauflage nehmen. Wenn die Zentrale des Buchhandels durch die üblichen Umfragen zu ermitteln versuchte, ob ein genügend großes Interesse an einem geplanten Buch besteht, sodass der Druck gerechtfertigt ist, zögerten die rumänischen Buchhändler, weil sie den Inhalt nicht kannten, und bestellten gar nichts oder symbolisch ein Exemplar. Ungar aber verpflichtete sich, eine große Anzahl von Exemplaren zu übernehmen – mehr als der Kreis Hermannstadt verkraften konnte –, wodurch die



erforderliche Mindestauflage zustande kam. Nach der Veröffentlichung trat er Teile seines Vorrats an andere Kreise ab, wo dank der Medien mittlerweile das Interesse der Leser erwacht war. Ungar leitete den Betrieb ab 1970.

Von Herta Müllers Debütband „Niederungen“ (1982) bestellte er 2.000 Exemplare (und außer ihm bestellte niemand).

Die Zensur ausgetrickst

Die Schwierigkeiten mit der Zensur werden deutlich, wenn man das siebenbürgisch-sächsische Volkslied „Ich bin ein klein-wild Vögelchen“ mit dem Bühnenstück „Die Braut von Urwegen“ vergleicht.

Das Volkslied war in einer deutschen Mundart verfasst, konnte aber innerhalb von zwei Minuten ins Rumänische übersetzt werden. Die Aussage war leicht als „fortschrittlich“ zu erkennen. Im Falle der „Braut von Urwegen“ aber sah sich der Zensor – und mit ihm der Kulturfunktionär – mit drei Schwierigkeiten konfrontiert:

- A) Das Stück war in einer deutschen Mundart verfasst.
- B) Es war lang.
- C) Es gab keine verbindliche Interpretation, und der Hintergrund war dem Zensor nicht vertraut.

Also lehnte der Zensor das Stück ab.

Ein Absolvent der Schäßburger Lehrerbildungsanstalt, Hans MOYRER (geb. 1936), der in Pretai mit der von ihm gegründeten Gruppe Theater spielte, taufte das Stück um. Er änderte den Namen, weil er nur so (und auch dann nur „versuchsweise“) die Genehmigung zur Aufführung erhielt. Unter dem Titel „Begegnung zweier Welten“ wurde das Stück in Dörfern des Kokeltals, des Harbachtals und des Burzenlandes wie auch in Schäßburg, Mediasch und Agnetheln 145-mal aufgeführt, natürlich nur „versuchsweise“.

Die Kollegen aus anderen Ortschaften wunderten sich und ärgerten sich, denn sie bekamen immer Absagen.

Nach Besuch in China und Nord-Korea Anfang 1971 verschärften sich die Auflagen für die Kulturtätigkeit.

Von den Theatern forderten die Funktionäre, dass mehr als die Hälfte des Repertoires aus zeitgenössischen Stücken besteht. Die Leitung des Temeswarer Deutschen Staats-theaters musste zu Tricks greifen, um der Forde-rung zu genügen. Als 1972 der „Tell“ aufgeführt werden sollte, hängte sich der Zensor an den Rütlischwur – diese Zeilen seien zu streichen. Dramaturg Franz LIEBHARD zeigte Regisseur Hanns Schuschnig den Brief, der kurz vor der Premiere eingetroffen war, und sie waren sich einig. „Ich lege den Brief hier in die

Lade“, sagte Liebhard damals, „und wenn man nachfragt, ist er nicht angekommen.“ So wurde das Stück (Regie Hanns Schuschnig, Ausstattung Gábor Kazinczy, Premiere am 14. April) 51-mal in Stadt und Land mit dem Rütlischwur aufgeführt:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,

in keiner Not uns trennen und Gefahr.“

„Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,

eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.“

„Wir wollen trauen auf den höchsten Gott

und uns nicht fürchten

vor der Macht der Menschen.“

Nachdem die alte Garde der Reschitzer Operettengruppe Mitte der achtziger Jahre abgetreten war, wehte ein anderer politischer Wind. Als die Reschitzer Deutschen sich 1987 aufräfften, eine deutsche Vortragsreihe innerhalb der Volkshochschule einzurichten, verweigerte das Kreisparteikomitee Karasch-Severin zunächst seine Zustimmung.

Daraufhin verbrachte der Korrespondent des „Neuen Wegs“, Werner KREMM, mehrere Tage damit, alle Nachrichten der letzten Jahre über solche Vorträge in Temeswar, Kronstadt, Hermannstadt, Mediasch und Schäßburg aus dem „Neuen Weg“, aus der „Neuen Banater Zeitung“, aus der „Woche“ und aus der „Karpaten-Rundschau“ herauszuschneiden und ins Rumänische zu übersetzen; diese Aufstellung legte man der Sekretärin für Ideologie und Propaganda des Kreisparteikomitees vor – und erhielt dann die Bewilligung.



**Ceaușescu-Karikatur
von Franz BITTENBINDER**
Fotoarchiv: Fred ZAWADZKI



DAS TRÜGERISCHE IDYLL DES POSTKARTEN-SOZIALISMUS

Temeswarer Stadtansichten von vor 1989 vermitteln eine heile Welt

von Dan Cărămidariu

Ein gestiegenes Interesse für die Geschichte der Stadt Temeswar verzeichnen die jüngsten Jahre. Es gibt zahlreiche Facebook-Seiten, die sich der Temeswarer (und Banater) Vergangenheit gewidmet haben.

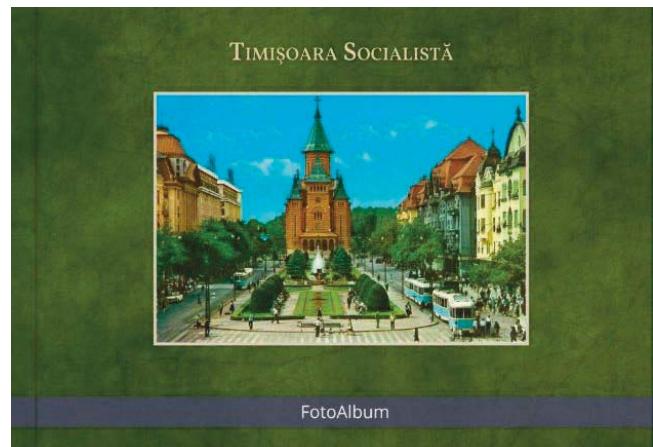
Es gibt ein paar Bürgervereine („Heritage of Timișoara“ zum Beispiel), die das geschichtliche, architektonische und kulturelle Erbe der Stadt bewahren wollen und sich unter anderem für die Sanierung der Altstadtviertel und für eine bessere Vermarktung des touristischen Angebots in Temeswar einsetzen. Und es gibt natürlich immer wieder Beiträge in den Lokalzeitungen, im Rundfunk und verstärkt in den sozialen Medien, die meistens anhand von Fotosammlungen die bauliche Entwicklung der Stadt dokumentieren und die Gegenwart kritisch begleiten.

Es ist diesem gestiegenen Interesse für die Temeswarer Geschichte zu verdanken, dass sich nun Postkartensammler, Hobbyhistoriker, Lokaljournalisten und andere Interessierte zusammengesetzt und für Veröffentlichungen sorgen, die den Temeswarern die Gegenwart und die Vergangenheit ihrer Stadt etwas näher zu bringen versuchen.



Anhand von Bildern aus der Postkartensammlung des Temeswarer Historikers Thomas Mochnacs stellt der eMedia-Verlag Temeswar zur Zeit des Sozialismus vor. Im Bild die ehemalige „Electromotor“-Fabrik in der Nähe des Temeswarer Nordbahnhofs

Fotoarchiv: Emil BANCIU



Postkartensammlung des Temeschburger Historikers Dr. Thomas Remus MOCHNACS, veröffentlicht vom emedia-Verlag von unserem Landsmann Emil BANCIU

Fotoarchiv: Emil BANCIU

In diese Kategorie reiht sich auch ein vor Kurzem erschienener Bildband, der mehrere Dutzend Farb- und Schwarzweißfotos beinhaltet, die in Temeswar während der kommunistischen Epoche entstanden sind. Das Album trägt den Namen „Timișoara socialistă“, die bearbeiteten Fotos stammen aus der Postkartensammlung des Temeswarer Historikers Dr. Thomas Remus Mochnacs, die Texte hat der Lokaljournalist Stefan Both verfasst, für die Veröffentlichung des Albums kam der eMedia-Verlag Emil Banciu auf.

Zwar ist das Vorhaben durchaus lobenswert und den Initiatoren kann zweifelsohne gratuliert werden, die inhaltliche Gestaltung des Bandes lässt jedoch vielseitige Kritik zu.

Ein Pluspunkt ist sicherlich die Grafik, die Postkarten sind technisch einwandfrei bearbeitet worden. Zu den schwer wiegenden Minuspunkten zählt die Tatsache, dass die gebotenen Bilder chronologisch kaum eingetragen sind. Das bedeutet, dass nur ältere Temeswarer, die über mehrere Jahrzehnte hier gelebt haben, sich in der zeitlichen Reihenfolge der Fotos zurechtfinden können. Selbst jüngere Temeswarer werden sich keinen richtigen Eindruck verschaffen können, die Bil-



der hätte man problemlos zeitlich einordnen können. Hinweise gibt es bei wenigen Fotos, den meisten fehlen die entsprechenden Informationen.



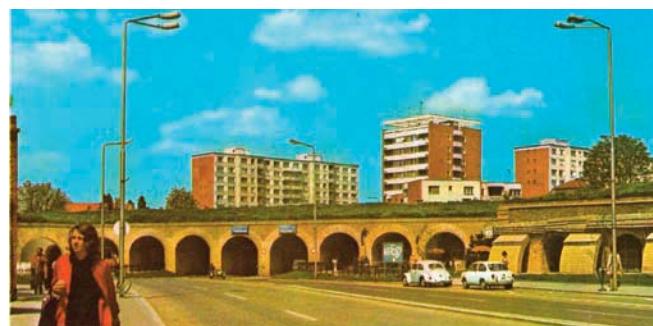
Die Temeswarer Lloydzeile in den 70er Jahren, auf einer typischen sozialistischen Postkarte die allen eine heile Welt suggerieren soll.

Fotoarchiv: Fred ZAWADZKI

Die Texte, die in erster Linie viel zu kurz sind, bezeugen ohne Zweifel eine gewisse Oberflächlichkeit, ja vielleicht sogar die ungewollt zur Schau gestellte Naivität jenes Journalistentyps, der, von guten Absichten beseelt, an einer dürftigen Allgemeinbildung zu scheitern verurteilt ist. So dürften sich auch die zu vielen Sprach- und Grammatikfehler erklären, die rumänische Sprache scheint nicht zu den Stärken des Autors zu gehören, der die Texte verfasst hat. Und dann noch ein Manko: Zwar merkt ein jeder, dass die sozialistischen Postkarten mit der Innenstadt beginnen, es folgen ihnen einige während des Kommunismus gebaute Plattenbauviertel, die Parks und Grünanlagen, ein paar Musterbetriebe der Planwirtschaft, die Naherholungsgebiete und die Freibäder, schließlich die Universitäten und die PECO-Tankstellen, aber von Kohärenz zeugt das nicht unbedingt. Vor allem dann, wenn es keine grafisch bemerkbare Einteilung des Bildmaterials gibt, die sicherlich ein bisschen geholfen hätte.

Wie dem auch sei, die Bilder, Musterbeispiele der Fotokunst im Sozialismus, bieten einen Eindruck vom damaligen Temeswar: In der Tat, die meisten Gebäude, auch in der Innenstadt, sehen gepflegt aus, die Grünflächen sind alle hergerichtet, die Straßenmarkierungen wie neu. Die meisten der abgedruckten alten Postkarten

dürften somit Ende der 1960er Jahre, Anfang der 1970er Jahre entstanden sein, als der rumänische Sozialismus seine Sternstunde erlebt hat. Nicht zu übersehen: die leeren Straßen, die leeren Parkplätze, der lockere Verkehr. Ein paar Autos, ein paar Straßenbahnen, wenig Busse. Zeigt man die Fotos auf Facebook, werden gleich einige Autofahrer von heute den damaligen Zeiten nachtrauern und den gegenwärtigen Bürgermeister für sein Verkehrsmanagementkonzept verdammten.



Die Durchfahrt durch die ehemalige Temeswarer „Bastion“, die Verbindung der Innenstadt mit der Lugoscher Ausfahrtstrasse.

Fotoarchiv: Fred ZAWADZKI

Sieht man von den bereits dargestellten Minuspunkten des Bildbands ab, kann man den Herausgebern im Grunde genommen gerade dies vorwerfen: dass sie eine heile Welt darstellen, die keine war. Dass mit Ausnahme einiger Aufnahmen, die die mit dem Wappen der Volksrepublik geschmückte Opernfassade zeigen, nichts auf das totalitäre Regime hinweist. Klar, die abgedruckten Postkarten stellte das Regime her, sie sollten die Stadt von ihrer besten Seite zeigen. Aber man hätte problemlos die Veröffentlichung mit einer Einleitung versehen können, in der darauf hingewiesen wird, oder mit anderen Fotos ergänzen, zum Beispiel von den Schlangen vor den Lebensmittelläden, den überfüllten Trolleybussen der 1980er Jahre oder von den Anfängen der Revolution.

Denn zur „Timișoara socialistă“ gehörte auch das alles und nicht nur der blaue, wolken- und sorgenlose Himmel über Opern- und Freiheitsplatz.





GEDENKFEIER ZUR RUSSLANDDEPORTATION IM SENIORENZENTRUM JOSEF NISCHBACH IN INGOLSTADT

von Franziska GRAF

Am 15. Januar 2018 gedachten die Banater Senioren aus Ingolstadt, wie jedes Jahr der Russland Deportation.

Vor 73 Jahren, am 14. Januar 1945 hat man alle deutschen arbeitsfähigen Männer und Frauen aus Rumänien in den kalten Winter Russlands zur Aufbauarbeit verschleppt. Wer sich geweigert hat, wurde erschossen, wie der Jahrmarkter Küchler Hans.

Die Messe im Hildegardis-Saal hat wie immer *Monsignore Andreas Straub* gehalten. Er hat in seiner Predigt betont, dass unsere Landsleute aus ihrem festen Glauben den Mut und die Kraft geschöpft haben, diese schwere Zeit zu überstehen.

Nach der Messe hat *Monsignore Andreas Straub* mit uns am Denkmal für die in Russland Verstorbenen gebetet, ehemalige Deportierte haben mit der Heimleiterin *Elisabeth Klein* einen Kranz niedergelegt. Der Seniorencchor hat die Lieder „Näher mein Gott zu dir“ und „Mensch hast du ein Leid zu tragen“ gesungen. Nach der Kaffeepause hat Franziska Graf über die Deportation referiert.



Gedenkfeier zur Russlanddeportation im Hildegardis-Saal des Josef Nischbach-Hauses. Die Messe hält Monsignore Andreas STRAUB.

Im Hintergrund Franziska GRAF

Fotoarchiv: Helmut GRAF

„Die Verschleppung war eine gegen die Deutschen gerichtete Aktion der stalinistischen Sowjetführung, die gegen das Kriegs- und Völkerrecht vor allem aber gegen die Menschenrechte verstieß. Während die Amerikaner zunächst gegen die Deportation protestier-

ten, stimmten sie dennoch mit den Briten auf der Konferenz in Jalta im Februar 1945 der Forderung der Sowjets nach Reparationsleistungen der Deutschen in Form von billigen Arbeitskräften zu. Der amerikanische Völkerrechtler und Historiker Alfred de Zayas verwendet deswegen für die zur Sklavenarbeit verschleppten Deutschen den Begriff „Reparationsverschleppte“. 1)

Man hat junge Mädchen aus dem behüteten Elternhaus und Mütter von ihren Kindern gerissen. Wenn keine Großeltern da waren, mussten die Kinder bei Nachbarn verbleiben. Nicht alle haben dort die unmenschlichen Bedingungen überlebt.

Die erste Zeit durfte man in Rumänien überhaupt nicht über diese schwere Zeit sprechen. Erst nach der Wende, hat als Erster Prof. Dr. Stefan Binder Erlebnisberichte ehemaliger Russland deportierter gesammelt und 1991 in einer Dokumentation unter „Sie litten und starben als Deutsche. Für wen?“ in der Temeschburger Tageszeitung „Neue Banater Zeitung“ in Fortsetzung – 18 Folgen – herausgebracht.

Er schreibt:

Ende Januar 1945 übernahm das russische Militär, die von der rumänischen Polizei und Soldaten des Inneministeriums zusammengetriebenen arbeitsfähigen Rumäniendeutschen und verfrachtete sie wahllos wie das Vieh in geschlossene Güterwagen unter schärfster Bewachung und Missachtung jeder menschlichen Regungen. Die Deportierten waren gleichsam rechtlos zivile Kriegsgefangene, von den damaligen rumänischen Behörden der Willkür der Sowjetmacht preisgegeben.

Der überwiegende Teil der Zwangsverschleppten, über 90% kam in das Donez-Becken, eines der wichtigsten Industriegebiete der Sowjetunion, wo die deutsche Wehrmacht im Zuge der Kampfhandlungen große Schäden verursacht hatte. Vornehmlich hier wurden die zur Zwangsarbeit verschleppten Deutschstämmigen aus dem ganzen sowjetischen Machtbereich als „mitschuldige“ am Krieg zum Wiederaufbau eingesetzt.

Den Weg in das Inferno, das diesen unglücklichen Menschen bevorstand, geben zahlreiche Erlebnisberichte wieder, von denen viele das Geschehen mit eindringlicher Anschaulichkeit schildern, wobei manche Szenen an Sequenzen aus Horrorfilmen erinnern.

So berichtet Frau Margarethe Stuber aus Temeschburg: „Am Morgen wurden wir dann in Viehwaggone verfrachtet. Der Wagen hatte nur ein kleines Fensterloch, woher wir aus großer Entfernung Abschied von



den Eltern nehmen konnten, ich auch von meiner sechsjährigen Tochter. Niemand durfte sich den Waggonen nähern. Diese wurden von bewaffneten russischen Soldaten bewacht, die unsere Verwandten und alle Anwesenden bedrohten. Sie hatten den Befehl zu schießen, wenn die Anordnungen nicht beachtet werden.“

Maria Fedrich aus Karan erinnert sich: „Dann fuhren wir los in Viehwaggons, kleine Fenster mit Eisengittern, die Türen verschlossen. Als wir bei unserer Gemeinde durchfuhren, blieb der Zug stehen. Wir blickten durch die kleinen vergitterten Fenster hinaus. Unsere Angehörigen waren alle dort, die ganze Gemeinde. Sie sagten mir, im wievielten Waggon mein Mann war und ihm sagten sie, wo ich war. Dann fuhren wir 18 Tage und 18 Nächte. Manchmal stand der Zug sehr lange.“

Für *Maria Folk* aus Temeschburg erscheint nachträglich alles wie ein böser Traum: „In Ajund hat man uns in einen Viehwagen verladen. Am Boden war nur Eis vom Vieh, das man vor uns transportiert hatte. Wir waren 45 Personen. Die Männer haben das Eis mit Messern losgeschlagen und im Fußboden des Waggons ein Loch gemacht, das wir als WC benutzten. Es war schrecklich!“

Am 5. Februar sind wir in Kriwoirog angekommen. Der Weg bis dahin war grausig. Der Wind blies uns den Schnee durch die großen Ritzen und die Gitter des Waggons. Brot und Wasser, alles war gefroren.“

Benedikt Roch aus Temeschburg Häftling im Lager Bolschewik in Kriwoirog erinnert sich: „Die Wachmannschaften bestanden größtenteils aus jungen Soldaten, die im Fronteinsatz gewesen waren. Viele waren schwer verwundet worden, waren gehbehindert, hatten verstümmelte Hände und Arme. Aus ihren Augen, aus ihren Worten loderte oft wilder Hass. „Fritz!“ Mit wieviel abgrundtiefer Wut sie uns diesen Namen entgegen schleudern konnten.“

Alle mussten schwere Arbeit leisten, beim Bau, im Bergwerk oder beim Entladen der Waggone, bei Eiseskälte und unzureichender Nahrung. Alle erinnern sich an den quälenden Hunger.

Freizeit hatten die Deportierten zumindest in den ersten Jahren so gut wie keine. Erst in den letzten Jahren wurde ihnen auch etwas Freizeit eingeräumt. Eine vordringliche Freizeitbeschäftigung war das Lausen.

Rosalia Wilhelm aus Temeschburg erinnert sich: „Im Frühjahr konnten wir ein wenig an die Sonne gehen, wenn wir hie und da am Sonntag frei hatten, oder wir putzten uns von Wanzen und Läusen. Diese gab es in Mengen.“

Trotz der mörderischen Arbeitsbedingungen, unter denen vor allem Mädchen und Frauen fast Menschenunmögliches geleistet haben, in den glutheißen Gießereien, in den dunklen Grubenschächten, in den Steinbrüchen, auf den Bahnstrecken, bei Maurerarbeiten und Güterverladungen in frostigen Tagen und Nächten, haben trotz großer Opfer besonders die Banater Schwaben ihren Überlebenswillen nicht verloren. Sogar in den Viehwaggons während der wochenlangen Fahrt nach Russland unter menschenunwürdigen Umständen haben sie gesungen, um sich Mut zu machen.

In den Zwangsarbeitslagern sind auch Lieder entstanden, die irgend ein unbekannt gebliebener Deportierter erdichtet hat und die ihrer Einfachheit wegen zum Geheimgut der Lagerinsassen wurden. Sehnsucht nach der fernen Heimat, Heimweh, Hoffnung auf eine baldige Heimkehr, gelegentlich auch ein banges Todesahnen angesichts des täglich lauernden Hungers, der schweren Krankheiten und des so häufigen Todes sind die Dominanten dieser Lieder.

Der bekannte Temeschburger Schauspieler Ottmar Strasser, der auch in Russland verschleppt war, hat seine Gefühle in dem Gedicht verfasst:

Wo ruhen sie?

**Wo ruhen sie, nach Not und Darben
die in Sowjetlagern starben
und irgendwo verstreut jetzt liegen,
weil Stacheldraht nicht war zu biegen.**

**Die schuldlos man zu Tod gequält,
erbarmungslos verhungern ließ
wo ruhen sie, in dieser Welt,
die kalt sie in's Verderben stieß?**

**Sie starben für der Väter Glauben,
den sie sich niemals ließen rauben.
Für ihrer Muttersprache Wort,
trieb man sie von der Heimat fort!**

**Die nackten Toten nicht begraben,
meist nur auf's Feld geworfen waren,
wohin, im Schnee, kann niemand sagen,
wenn Kinder, nach den Eltern fragen.**

**Kein Hügel, Kreuz, noch Sühnemal,
erinnert an erlitt'ne Qual.
Die Mörder konnten alles sparen,
weil ihre Opfer Deutsche waren.**

Bei all' den traurigen Erinnerungen, sind aber auch immer Lichtblicke, so hat ein altes russisches Mütterchen Mitleid mit den jungen Mädchen und steckte ihnen



immer mal was zu, von ihrem bisschen, das sie hatte.

In Fratelia war eine russische Offiziersfrau bei einer Familie einquartiert, mit denen sie sich angefreundet hatte. Dabei hat sie erfahren, dass die beiden Söhne der Familie nach Russland deportiert wurden. Als sie Urlaub bekam hat sie sich dort zu den Deportierten durch gefragt und den einen Sohn Emmerich Ujvari gefunden. Der Bruder war schon verstorben. Weil kein Papier vorhanden war, hat Emmerich auf ein Stück von einem Zementsack ein paar Zeilen an seine Eltern geschrieben, auch wann und wie der Bruder gestorben ist. Das war das erste Lebenszeichen, dass die Familie Ujvari von ihrem Sohn erhalten hat.

Damit diese furchtbare Zeit nicht in Vergessenheit gerät, werden immer wieder Gedenke feiern organisiert. Die größte war nach 50 Jahren am 14. Januar 1995 in München, als viele ehemals Verschleppten von weither angereist sind.

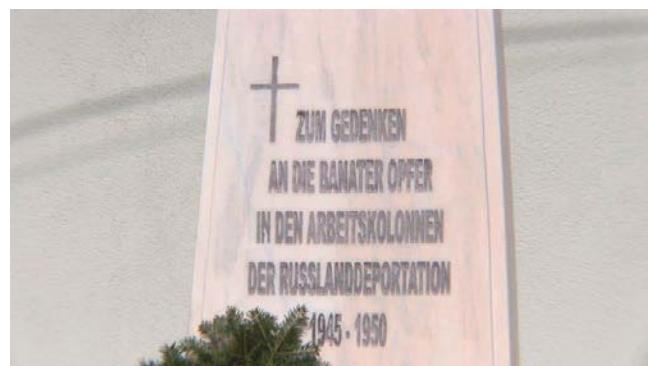
Auch nach 70 Jahren, am 17. Januar 2015 in Ulm konnten noch einige ehemals Deportierte teilnehmen.

Im Mai 1991 wurde in Temeschburg die Organisation der Ehemaligen Russland-Deportierten vom rumänischen Staat als eigener Verein anerkannt. Vorsitzender ist Ignaz Bernhard Fischer.

Als Erstes wurde in Reschitz, im Zentrum, ein Denkmal zum Gedenken an die Opfer der Deportation nach Russland 1945-1950 erstellt.

In Temeschburg wurde am 11. März 2015 vor dem Haupteingang zum Adam-Müller-Guttenbrunn-Haus ein Denkmal eingeweiht „Zum ewigen Gedenken an das Leiden und sterben unserer Russland-Deportierten 1945-1950“

Inzwischen hat auch der rumänische Staat sich bereit erklärt, den Deportierten eine kleine Rente zu bezah-

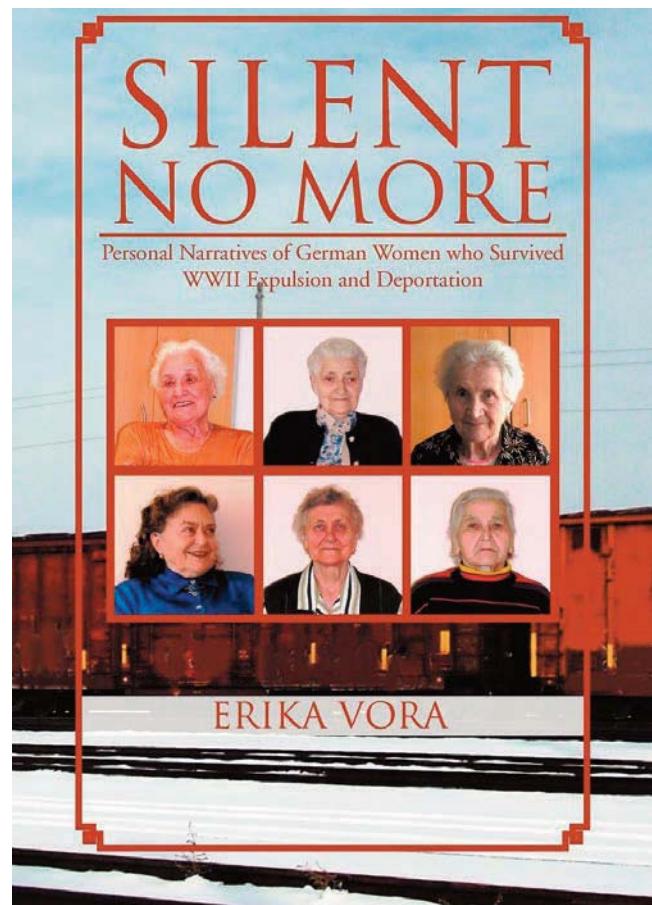


Russlanddeportiertendenkmal vor dem Temeswarer Adam-Müller-Guttenbrunn-Haus

Fotoarchiv: Fred ZAWADZKI

len. Auch der deutsche Staat hat mit einer einmaligen Entschädigung diese Zwangsarbeit anerkannt.

Die Universitätsprofessorin Erika Vora aus Amerika hat unser Seniorenheim besucht und die ehemals Deportierten befragt. Sie hat in englischer Sprache ein Buch darüber erstellt, „*Silent no more*“. Ihr Anliegen war es, dass die Welt von diesem unmenschlichen Leiden der Deutschen erfahren soll.



Buchdeckel von Erika VORAs Buch

“Silent no more”

Fotoarchiv: Helmut GRAF

Auch aus Bukarest kamen die Studenten: *Lavinia Betea, Cristina Diac, Florin-Răzvan Mihai und Ilarion Tiu* und befragten unsere ehemals Deportierten. Sie haben das Buch in rumänischer Sprache heraus gebracht „*Lungul drum spre nicăieri – Germanii din România deportați în URSS.*“

Wir können nur hoffen und beten, dass die Menschen nie wieder so eine menschenunwürdige Verschleppung erdulden müssen.

Mit den Liedern „Tief in Russland“, „Gestern in der Nacht“ und „Von der Heimat wegerissen“ wurde die Gedenkfeier in Ingolstadt beendet.



HEIDE UND HECKE

von Peter MILDENBERGER

Im rumänischen Teil des Banats, ist eine weitere, nicht offizielle, Unterteilung des Banater Gebietes, in den Umlauf gebracht worden. In der Banater Mundart nennt man diese Unterteilung „die Heed“ und „die Heck“ – Heide und Hecke.

Diese beiden Begriffe, sind aber ausschließlich der deutschsprachigen Bevölkerung geläufig und auch nur im rumänischen Teil des Banats.

In einem Banater Jahreskalender habe ich, noch vor Ende des Zweiten Weltkrieges, folgendes gelesen: der Erfinder, der sich die beiden Benennungen ausgedacht hatte, nannte Heed / Heide, nur vier oder fünf Ortschaften, um seinen eigenen Bauernhof. Damit wollte er, insbesondere die Banater Schwaben, auf den Reichtum und die Schönheit der Gegend, um seinen Bauernhof, aufmerksam machen. Das aber wollten weitere Großbauern, auf dieser Ebene, so nicht hinnehmen und erweiterten das Gebiet. Wie weit und welche Ortschaften danach als Heed betrachtet werden sollten, war damals aber nicht genau zu erkennen.

Über die genaue Lage dieser sogenannten Heed / Heide, gab es, nach dem Zweiten Weltkrieg immer mehr Unklarheit. Zu der Zeit wollten dann auch schon die Mehrheit der Bewohner auf der Banater Ebene, Heedler genannt werden. Demzufolge soll die Ebene im Westen und Nordwesten von Temeschburg, in Richtung Hatzfeld (rum. Jimbolia) und Großsankt Nikolaus (rum. Sînnicolau Mare), die Heide sein.

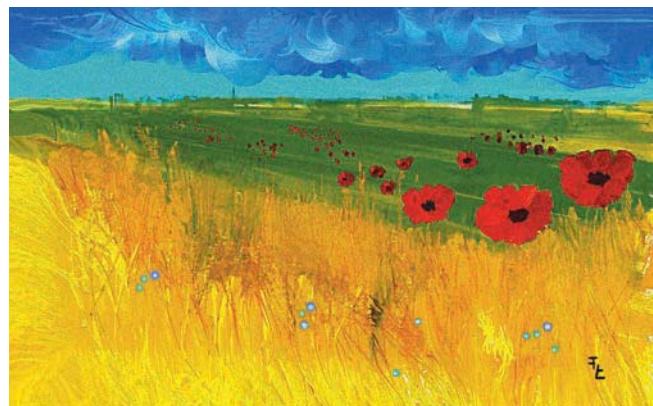
Heide nennt man eigentlich, eine Landwirtschaftliche Vegetationsform, nährstoffarme, Böden, wie zum Beispiel die Lüneburger Heide. Die Ebene, im westlichen und Nordwestlichen Banat, war und ist leider, genau das Gegenteil.

In der Zeit, vor der Ansiedlung deutscher Kolonisten, war die gesamte Ebene, im westlichen Teil des Banats, ein ausgedehntes Sumpfgebiet. In dieser, durchfaulende Wässer, stinkende Lage, waren epidemische Krankheiten zu jeder Zeit vorprogrammiert. Unerträglich waren auch die vielen Arten, der zumeist gesundheitsschädlichen Insekten. Vögel aller Arten, bis hin zu Raubvögeln und nicht weniger wilde Tiere, hatten hier auch ihren festen Platz. Das heißt, selbst vor der Ansiedlung dieser Ebene war hier, keine Spur von Heide-landschaft.

Die Benennung „Hecke“, als Gebiet, gibt es eigentlich nicht. Deswegen wurde, über die Lage der sogenannten Hecke und was vom großen Rest des Banats, alles dazugehören soll, nie etwas geschrieben. Dies spielte

auch gar keine Rolle, denn mit der Erfindung dieser Benennungen, sollte scheinbar nur eine auffallende Antithese gefunden werden, die mit einem Wort, dass Reichtum und die Klugheit, der sogenannten Heidebauern, bekannt macht. Mit der Benennung Heide, wollten, dem Anschein nach, aber nur die Reichen Bauern, ihrer Meinung nach, durch besondere Leistungen, große Achtung, erreichen.

Auf dem gesamten Gebiet des Banats, lebten aber die gleichen fleißigen Banater Schwaben, mit den vergleichbaren Sitten und Bräuchen, die, wie auch die Mundarten, von Dorf zu Dorf ihre Eigenarten hatten. Der



“Banater Heide” Gouache von Fred ZAWADZKI

Drang, immer mehr als der Nachbar, oder irgendein anderer, aufweisen zu können, ist aber nicht nur bei den sogenannten Heidebauern, oder Heidebewohner, sondern auch bei allen anderen Banater Schwaben, von jeher erkennbar gewesen.

Das Banat hat, außer dem Gebiet, das man als „die Heed“ betrachten will, noch weitere Flächen an Ebene, dazu der Übergang zum Hügelland, das Hügelland und die Berge. Auf der gesamten Fläche des Banats, gab es aber nie eine richtige Landschaft, die man als Heide betrachten könnte. Unterschiede gab es natürlich bei der Bodenbeschaffenheit. Da konnten die Landwirte auf der Banater Ebene, wegen des Ertragreichen Bodens, natürlich bessere Erträge erreichen, was aber nicht bedeutet, dass diese Landwirte fleißiger, oder einfallsreicher waren. Aber genau das wollte man mit der erniedrigenden Benennung Heck / Hecke, zum Ausdruck bringen.

Die Vielfalt, abwechslungsreicher Landschaften im Banat, also auf dem Teil den man „die Hecke“ nannte, bieten aber, zu jeder Jahreszeit, mehr an verschiedenen Schönheiten und auch verschiedene Möglichkeiten, als die Weite und Breite Ebene, im Westen, des Banats.



NACHRUF MARIA HUSCHITT

FREUNDE der LENAU SCHULE



Maria HUSCHITT im Jahr 2015

Fotoarchiv: Helga KORODI

Maria Huschitt war eine besondere Lehrerin, die von den Kollegen geachtet und ihren Schülern respektiert und geliebt wurde. Mathematik war ihre Leidenschaft und diese gab sie an den einen oder anderen ihrer Schüler weiter.

Ein Vorbild war sie für uns alle: Die Freiheit, die eigene und die der anderen, war für sie, die viel-fach hat Unfreiheit ertragen müssen, das höchste Gut. Maria Huschitt ist am 29. November 2017 plötzlich und unerwartet verstorben. Wir trauern um einen klugen, bescheidenen und hilfsbereiten Menschen.

Geboren als Maria Schuldesz am 18. September 1932 in Temeswar, wuchs sie zusammen mit ihrer Schwester Martha (später verheiratete Schüszler) in der Eneasgasse in Temeswar auf. Nach dem Besuch der Klosterschule bei den Armen Schulschwestern Notre Dame in der Josefstadt und der 1948 bestandenen Aufnahmeprüfung besuchte sie das Deutsche Lyzeum Temeswar bis 1951. Sie war hier Klassenbeste und brillierte in Mathematik.

Aus ihrer Leidenschaft wurde Berufung. Frau Huschitt studierte Mathematik und Physik am Pädagogischen Institut, das 1962 zur Universität Temeswar wurde. Sie war eine begeisterte Mathematikerin, ihr besonderes Interesse galt der Geometrie.

Während des Studiums lernte sie ihren späteren Ehemann Erich Huschitt kennen, den sie am 20. März 1954 in Temeswar heiratete und dem sie lebenslang in großer Liebe verbunden blieb. Nach dem Studium blieb Maria Huschitt als Assistentin am Pädagogischen Institut tätig.

Die Familie wurde größer, die Töchter Hedwig und Annemarie wurden geboren. Zusammen zog die Familie 1961 nach Reschitz im Banater Bergland, wo sie unter anderem am Abendlyzeum unterrichtete. Ab 1967 zurück in Temeswar wirkte Frau Huschitt als stellvertretende Direktorin und Mathematiklehrerin am Baufach-Lyzeum.

Danach lehrte Maria Huschitt von 1976 bis zu ihrer Ausreise nach Deutschland im Mai 1984 am Temeswarer Nikolaus-Lenau-Lyzeum, wo sie ihren Schülern unermüdlich, engagiert und ehrgeizig die bestmögliche Ausbildung zukommen ließ. Besondere Verantwortung übernahm sie als stellvertretende Schulleiterin. Gleichzeitig war sie - wie bereits im Baufach-Lyzeum - zuständig für die Erstellung des gesamten Stundenplans.

Noch im Jahr der Ausreise verstarb ihr Ehemann plötzlich. In Deutschland war es ihr ein Anliegen, eine eigenständige berufliche Existenz aufzubauen, was ihr auch hervorragend gelang. Nach der erforderlichen Referendarzeit unterrichtete Frau Huschitt mehrere Jahre als Mathematiklehrerin an der Realschule in Rutesheim.

1993 schied sie aus dem Schuldienst aus, auch um bei der Erziehung ihres Enkels mitwirken zu können. Die herausragenden wissenschaftlichen Erfolge ihres Enkels erfüllten sie mit Stolz und Freude. Außerdem hatte sie dann endlich mehr Zeit ihren vielfältigen Interessen - Lesen, Reisen, klassische Musik - nachzugehen. Ebenso blieb sie – zuletzt wohnhaft in Leonberg - zeitlebens mit ihren Mitschülern vom Gymnasium verbunden, beteiligte sich an der Organisation regelmäßiger Klassentreffen und genoss die alten Freundschaften. Auch den Kontakt zu dem einen oder der anderen ehemaligen Schüler/in pflegte sie gerne.

Maria Huschitt kümmerte sich rührend um ihre Familie, war warmherzig, intelligent, entgegenkommend, kollegial und freundlich. Als ihre ehemaligen Schüler werden wir uns gerne an sie erinnern und ihr ein ehrendes Andenken bewahren.

Leonberg

Maria Huschitt
geb. Schuldesz
* 18. September 1932 † 29. November 2017
In tiefer Trauer und unendlicher Dankbarkeit
Dr. Hedwig Kern und Bernhard Horak Annemarie Huschitt und Alfred Seiler Christian Frederik Kern mit Verwandten
Die Trauerfeier zur Feuerbestattung findet statt am Dienstag, 5. Dezember 2017, um 12.00 Uhr, in der Oberen Feierhalle des Pragfriedhofs Stuttgart, Friedhofstraße 44. Einzelne Blüten sind willkommen.

Traueranzeige in der Leonberger Kreiszeitung,
Dezember 2017



ERINNERUNG AN MARIA HUSCHITT

von Helga KORODI

Ihre Töchter Hedwig und Anne:

In einem Telefonat ist Josef Altenbach noch einmal mit großer Dankbarkeit darauf eingegangen, welche besondere Wertschätzung er unserer Mutter gegenüber empfindet, da sie ihn, als einfaches Kind vom Dorf, das der rumänischen Sprache nicht mächtig war, wie ein eigenes Kind angenommen, ihn immer unterstützt und geformt hat und ihm die Grundlagen mitgegeben hat, sich im Leben erfolgreich durchzukämpfen.

Josef Altenbach kann sich jetzt, nach Erfolgen im Beruf und in der Familie, voll seinem Hobby, der Musik, widmen. Er spielt und leitet Blasmusik, z. B. auch in der „Fuggerei“ in Augsburg.

Hier der Brief eines ehemaligen Schülers:

Sehr geehrte Frau Dr. Hedwig Kern,

anbei möchte ich Ihnen meine Schreiben an Ihre Schwester zusenden. Selbstverständlich bin ich mit deren Veröffentlichung im Temeswarer Heimatblatt einverstanden. Ihre liebe Mutter, Frau Prof Maria Huschitt, hat es wirklich verdient, dass man sie im Heimatblatt für ihre wunderbaren Leistungen ehrt und würdigt.

Sie war sehr warmherzig, intelligent, entgegenkommend und stets hilfsbereit. Mathematik war ihre große Leidenschaft. Sie hatte eine wunderbare Gabe, die Mathematik an ihre Schüler so zu vermitteln, dass man sich mit Leidenschaft zu diesem Fach hingezogen fühlte.

Sie war für mich ein großartiges Vorbild. Sie stellte an Ihren Unterricht sehr hohe Ansprüche. Und obwohl ich als Schwabenkind in einem rumänischsprachigen Bauhoflyzeum war, hatte sie mich unermüdlich unterstützt und die Materie der Mathematik auch auf Deutsch „beibrachtet“. Sie bereitete die Mathematikstunden sehr sorgfältig vor und vermittelte den Lehrstoff mit didaktischer Versiertheit und methodischem Können.

In lebhafter Erinnerung blieb mir Ihre liebe Mutter als menschennahe Pädagogin. Sie hatte das feinfühlige, besondere, feine, edle Gefühl gehabt, mit der die anspruchsvolle Mathematik den Schülern nahebrachte.

Nochmals vielen herzlichen Dank an unsere verstorbene Mathematik Professorin Maria Huschitt.

In ewiger Dankbarkeit und Erinnerung,
Josef Altenbach

Sie holte jeden dort ab, wo er sich gerade befand

Jeden dort abholen, wo er sich eben befindet, war für Hedis Mutter selbstverständlich. Im eigentlichen Sinne des Wortes, hieß sie mich immer, wenn ich an Huschitts Tür klingelte auf eine sehr unkomplizierte und warme Art willkommen.

Im übertragenen Sinne sollte dieses pädagogische Prinzip einem Lehrer in die Wiege gelegt sein, wie z.B. der Frau Huschitt. In jeder Gleichung mit vielen Unbekannten, steckt ein Lösungsweg.

Auch wenn er steinig und beschwerlich ist, bald lichtet sich der Pfad und ein motivierendes, weiterführendes Ziel zeigt sich.



Ein Geometriebuch
das
Maria HUSCHITT
zusammen mit an-
deren Autoren in ru-
mänischer Sprache
herausgebracht hat

Fotoarchiv:
Helga KORODI

Als ich sie um Hilfe im Fach Mathematik bat, nahm sie sich die Zeit und brachte mir in aller Ruhe und Gelassenheit eine ganze Unterrichtseinheit bei. Ich fühlte mich plötzlich sehr sicher und war ihr sehr dankbar. Nachhaltig wirkte die Trigonometrie in meinem Fall nicht, aber all die anderen guten Tipps, von Yoga bis zum Rucksack packen, sind aus dem Gedächtnis abrufbar. Nicht zuletzt die handwerklichen Creationen, die bei genauerem Überlegen, nun doch auch einen fachlichen Wert für mich in sich hatten. "Craftivism" heißt übrigens die Methode unserer unterhaltsamen und inspirierenden Strickkurse.

„Ein 2. Staatsexamen ist wichtig, wenn man in Deutschland arbeiten will“. Dieser Satz setzte sich in meinem Gedächtnis fest. Anpassung an einen neuen Stil war für die beliebte MatheLehrerin und stellvertretende Direktorin der Lenauschule selbstverständlich. Da wie dort gingen Schüler auf sie zu, erlebten ihre Wertschätzung und ihre Bescheidenheit, mit der sie auf Ihr Gegenüber einging. Bescheidenheit, nicht im heutigen Sinne, sondern im klassischen Sinne, als Attribut eines vielseitigen und gebildeten Menschen.